Seines Glückes Schmied

Autor(en): **Matt, Josef von**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **87 (1946)**

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1008211

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Seines Glückes Schmied

Volkserzählung aus der Urschweiz von

Josef von Matt

Glühendes Eisen oder grüne Bohnen.

Wenn das Feuer glüht, die Funken vom Amboß stieben, der Blasbalg quietscht und Hammerschläge dröhnen und klingen, das ist dem Hans, dem Schmied, seine Herzensfreude. Seine Werkstatt ist russig, die Fenster sind blind. Wenn er mehr Licht braucht, dann öffnet er die Türe. Er hat keine Zeit, immer wieder aufzuräumen, er muß arbeiten. Er hat keine freien Tage damit zu vergeuden die Werkstatt zu weißeln, die Fenster zu putzen, den Boden zu waschen. Das ist dummes Zeug. In drei Tagen hat der Rauch und der Ruß wieder alles geschwärzt, ist alles wieder im Alten. Hans greift aus dem großen Haufen das richtige Stück Eisen heraus, er braucht keine großen Gestelle und Fächer. Er hat's im Kopf und im Gefühl, wo er suchen muß, wenn er etwas braucht.

Ei, wie das funkt und sprüht, wenn Hans seinen Hammer auf das glühende Eisen schlägt, dann leuchten im Widerschein der Glut seine Augen. Nicht selten kommt aus seinem finsteren Bart eine munter gepfiffene Tanzmelodie. Hans hat nicht Zeit, seine ausgebrannte Pfeife zu stopfen, nicht Zeit, den heruntergerutschten Aermel aufzukrempeln. Schlag um Schlag saust auf die rote Eisenglut, kaum daß er einmal zwischendurch seinen Hammer auf dem Amboß hüpfen und klingen läßt.

Vielleicht will er schneller als sein Sohn sein, der hinter ihm steht und schmiedet, rückiger und fixer sein, will er den Meister zeigen und wissen lassen, daß er der Vater ist und mehr kann. Der Hans mit seinen fünfzig Jahren, mit seiner Kraft wie ein Auerochs, kann seinem Sohn schon etwas vormachen.

Und Heiri, der Sohn, merkt das, schaut verstohlen zum Vater hinüber, zählt die Stücke, die er aus der Glut nimmt, rechnet nach, wie viel der Vater im Vorsprung ist, stochert im Feuer, fingert am Gebläse und haut dann wieder mit Schwung und Schlag übermütig drauf, daß die Klänge durch die Werkstatt wirbeln wie aus einem Kirchturm-Glockenstuhl.

Selten wird ein Wort gewechselt. Warum auch! Jeder hört vom andern ohnehin jeden Fehlschlag, jeden Fortschritt und fast gar noch den Herzschlag und die gute Laune aus dem Klingen seines Hammers. Und überhaupt wäre Reden Zeitverlust. Man lebt in der Schmiede nicht in den Tag hinein. Man hat sein Programm, weiß, was man bis zum Mittag, bis zum Abend leisten will. Potz tausend, wie schnell ist eine Woche vorbei, ein Monat, kommen Termine für unbezahlte Rechnungen und drückende Zinsen! Hans will nicht daran denken, das macht ihn trübsinnig und lahm. Solange der Blasbalg pfaucht und das Eisen glüht, will er fröhlich seine Kraft ausspielen.

Aus der Türe, die ins Haus führt, kommt Lina mit dem kleinen Margritli auf dem Arm. Das kleine Mädchen jauchzt und quietscht, sobald es den Heiri sieht, und die tanzenden Funken: „Heiri, mach Sprützerli!" Und Heiri geht an die Esse und fabriziert einen Funkenregen. Lina hält das Kind in vorsichtiger Entfernung, aber Margritli will die goldigen Sprützerli fassen, greift dem Heiri in die brandschwarzen Haare, zerrt und jubelt und will immer mehr. Lina hat seine liebe Not mit dem Mädchen.

Trotz dem warnenden Ruf des Vaters bleibt sie neben dem Heiri stehen und lacht mit dem Kind. Sie ist groß und schlank, sieht aus wie eine ältere Schwester von Heiri, nur ist sie blond, hellblond mit blauen Augen. „Geh jetzt", sagt der Vater „wir müssen arbeiten!" „Blase noch einmal, Heiri", sagt Lina, „dann sollst Du mir in den Garten gehen und das Körbchen voll Boh-

nen ablesen, ich habe keine Zeit, sonst gibt es heute kein Mittagessen." Der Vater ruft: „Heiri hat jetzt keine Zeit, wir müssen bis zum Mittag fertig werden." „Wenns nichts zu essen gibt, ist spät Mittag, Heiri komm." Heiri zeigt auch keine Lust, die Arbeit liegen zu lassen. Der Vater schimpft. Lina wartet. Margritli entwindet sich der haltenden Arme und geht zum Vater hinüber, zerrt an seinen Hosen: „Vater, komm Du in den Garten." Der Vater nimmt das kleine Mädchen auf den Arm, drückt das Gesichtlein in seinen Bart, bis es auf Backe und Stirne schwarze Flecken hat und trägt es sorgsam vor die Türe. „Geh jetzt mit der Mutter, geh Bohnen suchen, schau dort kommt die Katze, geh nimm sie", und Margritli springt davon. Heiri, kommst Du jetzt oder nicht." Aber der Vater bleibt vor ihr stehen und sagt bestimmt: „Mach mich nicht jähzornig, Frau! Der Heiri hat jetzt Wichtigeres zu tun, als Bohnen einsammeln, er bleibt da", dann geht er an den Amboß und schaut nicht mehr auf. Sie hebt die Schultern und meint: „Dann müßt ihr eben mit Essen warten, auf Wiedersehen", und geht. Heiri arbeitet wieder. Später sagt er halblaut: „Vater, Du sollst das einmal ausmarchen, ob ich Dir gehorchen soll, oder Deiner Frau." Der Vater tut, als ob er es nicht verstanden hätte und schweigt. Aber aus dem Klingen der Hämmer ist die Fröhlichkeit verschwunden.

„Heiri, mach Sprützerli!"

Hans hat schon recht. Die Zeit, da man ohne Störungen arbeiten kann, soll ausgenützt werden. Schließlich sind die Bohnen halt doch auf den Tisch gekommen. Die Großmutter hatte geholfen. Aber der Blasbalg war bald darnach still gestanden und das Feuer ausgelöscht. Und dies geschah, weil am Himmel tausend und mehr überhelle Lichter aufflammten.

Wenn der Wildbach tost.

Ein Ungewitter zog über die Berge her, stürzte sich in die Täler, goß Fluten von Wasser in die Wälder und Weiden. Der Wildbach hinter dem Dorf brachte Steine und entwurzelte Tannen, stürmte da und dort über die Ufer. Seine braunen Wassermassen grollten gefährlich und wälzten sich unbändig und übermütig zu Tal.

Von diesem Wildbach, der sonst so lauter und silberhell vorbeirauschte, war die Wasserkraft der Schmiede hergeleitet.

Darum ging Hans bei jedem schweren Wetter an den Bach hinauf. Aber diesmal mußten alle helfen, das ganze Dorf bis tief in die Nacht und in den Morgen hinein. Da standen die Mannen und jungen Burschen im Regen, oft bis an die Hüfte im Wasser, wehrten den übermächtigen Wellen, banden Baumstämme zum Stärken der Ufer, hoben und schoben gewaltige Steine, im Dunkel der Nacht, von flackernden Sturmlaternen beleuchtet. Ueber das Donnern und Dröhnen des Wassers gellten die Rufe und Kommandos.

Kraft brauchts dazu, nicht zimperliche Menschen. Lang sind solche Nächte und mühsam das Werk, das dem Bauern im Tal das fruchtbare Land rettet und Häuser und Dorf vor den Fluten verschont. Wenn in der Nacht ein zweites Tosen in den Lüften anhebt, wiederum die Blitze aufzünden, nochmals eine Regenflut heranrauscht. Jetzt, da die Kraft der Jungen schon erlahmen

will, jetzt, da die wilden Gewalten schon alle Wehren durchbrechen wollen.

Und dann, wenn es gnädig vorübergeht, wenn die Erfahrenen aufatmen, das Rollen und Grollen im Bach zahmer wird, die Wucht der Wildheit überwunden ist, dann lechzen die durstigen Kehlen, schmerzen die übermüdeten Glieder. Dann wandern die Gedanken der Leute zu den weichen Betten daheim und zu den Brotkasten.

Wenn dann ein Mädchen auftaucht mitten in der Nacht, hoch oben am Bach, mit einem zappligen Lichtlein, mit einem Korb voll Käse und Brot und einer bauchigen Flasche Most, dann werden die Mannen zutraulich, lassen Pickel und Flötzhacken liegen. Sie haben einen ergiebigen Schluck und einen kräftigen Biß, aber auch einen aufrichtigen Dank.

Das Mädchen ist nicht zum ersten Mal in der Wetternacht hier oben. Der Schilt, das Heimen, wo es herkommt, liegt schräg ob der Schmiede, nicht unweit vom Bach, der Gefahr sehr nahe. Es weiß gut, daß die braven Mannen seines Vaters Heimen schützen. Es schenkt freigebig ein und gibt mit Lachen und Nicken den Dank zurück.

Von oben aus dem Dunkel ruft eine rauhe Stimme: „He Madlen, auf Dich haben wir schon lange mit Sehnsucht gewartet, wir sind total am Verhungern und der Durst brennt wie die höllische Pein." Madlen geht auch dort hinauf und so weit, bis das letzte Tröpflein verwirtet, bis die letzten Brosamen ausgeteilt sind. Aber das reicht nicht für alle. Heiri meint: „Kannst nicht allein hinuntergehen, könntest leicht Dich verlaufen, und bis Du wiederkommst, liegen da oben verhungerte Leichen. Ich trag Dir den Korb und zeige Dir den Weg, der Wildbach soll sich unterdessen anständig benehmen." Madlen wehrt sich, Heiri nimmt ihm den Korb und geht voran. Madlen schimpft hinter ihm her: „Statt daß Du hilfst und schaffst, gehst Du spazieren." Heiri bleibt stehen und sagt: „Die Gefahr ist vorüber, ich sehe das, die andern wissens noch nicht. Brauchst keine Angst mehr zu haben. Aber das Wichtigste ist, daß sie tüchtig arbeiten, daß ihre Kraft nicht erlahmt, darum muß man ihnen auf dem schnellsten Weg Stärkung und Labung bringen." „Das kann ich allein", räbelt das Mädchen. Aber weiter unten ist es doch froh um den Heiri.

Da stehen die zwei plötzlich vor einem reißenden Bach mitten im Wald und Gestein, da wo sonst nie ein Wässerlein geflossen. Heiri sucht im Schein der Laterne das andere Ufer und meint: „Da müssen wir durch." Madlen will dem neuen Bach nachgehen, will einen Umweg versuchen. Heiri weiß das besser: „Madlen, mach keine langen Tänze, der Bach läuft nicht auseinander und läßt uns durch, wie das rote Meer. Nimm den Korb, schau, daß Dir die schöne Flasche nicht herausfällt, halte die Laterne hoch und mach die Augen zu. Heiri nimmt im Hui das Mädchen auf die Arme und trägt es ins Wasser hinein. Madlen zappelt zuerst, kann sich nicht wehren, weil es Korb und Laterne halten muß, dann lacht es. „Ist doch lustig", sagt Heiri, während er im gurgelnden Wasser nach Stand und Halt sucht, „so sicher wie in einem Himmelbett." „Du bist aber stark!" „Und Du bist leicht, wie ein Federkissen."

So bringt auch die finstere gefährliche Nacht den jungen Leuten ein Vergnügen. Und diese bringen den Hungrigen und Durstigen auf dem kürzesten Wege wohlgefüllte Körbe.

Warum die Großmutter dem Ruedi keine Antwort gibt.

Dann steigt manchmal ein Morgen herauf, in zauberig durchsichtiger Luft spielen die frühen Strahlen der Sonne, brave weiße Wollenwölklein stehen an den Bergspitzen oder fahren durch das klare Himmelblau. Aber auf der Erde ist nicht so schön aufgeräumt und fein säuberlich ausgeputzt wie am Himmel. Steine und Schutt liegen in fruchtbaren Matten, das Wasser hat die Wiesen aufgerissen und Rinnen eingegraben. Es braucht vieler Hände Arbeit und mancher Jahreszeit wohltätige Wirkung, bis der Schaden geheilt ist.

Bei der Schmiede ist das Wasserrad im Schutt und Sand stecken geblieben. Mit Pickel und Schaufel schaffen Vater und Sohn. Naß sind sie beide und schmutzig bis über Ohren und Bart. Margritli und sein Brüderlein Ruedi wühlen im nassen Sand,

suchen nach merkwürdigen Steinen, sind auf dem besten Wege, ebenso schmutzig zu werden wie der Vater und ihr großer Stiefbruder, der Heiri. Auch hier bringt der Schaden den Jungen ein Vergnügen. Aber die Mutter kommt dazu: „Ach je die schönen Kleidchen, und der Ruedi ist ganz naß. Margritli Du hast die Haare, den ganzen Kopf voll Sand und Dreck, marsch hinein ins Haus.“ Der Vater meint: „Laß sie doch, jetzt sind sie schon schmutzig, jetzt machts nicht mehr viel aus. Lina, zuletzt waschen wir dann die Kinder und die Kleider, alles zusammen im Bach.“ Aber sie will nichts davon wissen. Eine Mutter hat eben andere Ansichten in Kleiderfragen. Sie nimmt ihre zappelnden und schreienden Kinder unter die Arme und trägt sie ins Haus. „Schade“, sagt Heiri, „die haben sich jetzt so gefreut.“ „Kannst nichts machen“, brummt der Vater und schaufelt weiter. Schweigend arbeiten sie. Das frohe Kindergeplauder ist weg, fehlt ihnen beiden. Stunde um Stunde, Meter um Meter heben sie den Graben, den Kanal zum Wasserrad aus.

Heiri nimmt im Hui das Mädchen auf die Arme und trägt es in das Wasser hinein

Unterdessen spielt Ruedi bei der Großmutter im Garten. Die alte Frau konnte nicht im Haus bleiben, sie mußte ihre runzeligen Hände rühren, ihren ohnehin krummen Rücken beugen, dem Schaden im Garten zuleibe gehen. Ruedi spielt den kleinen Gärtner, hilft ihr den Korb tragen, holt ihr Hacke und Rechen, stellt hundert Fragen, welche die Großmutter alle exakt beantworten muß, und die wieder hundert andere Fragen aufwerfen. Wenn er einen Schmetterling sieht, dann läuft er ihm nach.

Die Großmutter sollte nicht in der prallen Sonne bleiben. Sie ist so müde. Sie setzt sich ein wenig auf den Stein. Aber sie will nicht aufhören. Sie weiß wie das ist, wenn man die jungen Pflanzen im Dreck kleben läßt.

Ruedi hat einen wunderbar roten Regenwurm entdeckt. Den will er nun den langen Weg bis zur Großmutter hinlenken. Immer, wenn der Wurm in ein Loch kriechen will, nimmt ihn der Ruedi und setzt ihn wieder auf den Weg. „Großmutter, komm schau. Schau wie ein Langer und Roter.“ Die Großmutter gibt keine Antwort. Nur ganz langsam rutscht Ruedi ihr näher. Immer wieder ruft er.

Ruedi schaut einmal hin, warum denn die Großmutter nicht antworte. Was ist denn das? Sie liegt ja am Boden. Er nimmt den Wurm und eilt zu ihr hin: „Was machst Du da, Großmutter, warum schläfst Du?“ Sie ist vom Stein geglitten und zusammengesunken. „Schau doch den roten Wurm, den schönen roten Wurm.“ Ruedi steht da, er hat die Großmutter schon oft schlafen gesehen, am nachmittag im Lehnstuhl und auch im Bett. Er legt den Wurm auf den Stein und kniet neben sie, fährt ihr mit der Hand über die Backe: „Großmutter, mußt aufstehen, bist im Garten, bist am Boden.“ Sie bewegt sich nicht. Er nimmt sie bei der Hand, streicht ihr über die Haare und ruft immer lauter: „Großmutter!“ Er versucht, wie er das so oft im Spaß tun durfte, mit den Fingern ihren Augendeckel zu heben. Aber die Großmutter erwacht nicht, lacht nicht, wie immer, wenn sie sich schlafend gestellt hat. Jetzt packt er sie fest an der Schulter und schreit: „Liebe

Großmutter!" Und nun weint er, weint überlaut, geht von ihr weg, läuft aus dem Garten, rennt so schnell er mit seinen kurzen Beinen kann, zum Graben hinauf: „Vater, Vater! Heiri! Die Großmutter, kommt schnell, kommt!"

In ein paar Sprüngen sind sie beide im Garten, stehen bei der Großmutter. „Die gute Seele", sagt der Vater, „hat wieder zu viel schaffen wollen, jetzt ist ihr übel geworden." Heiri bleibt stumm. Er kniet nieder, nimmt sie langsam und sorgfältig in die Arme und trägt sie in ihr Zimmer hinauf. Der Vater geht hinter ihm her. Da sie in den oberen Stock hinaufsteigen, ruft er seiner Frau: „Lina, komm schnell, die Großmutter ist übel dran!"

Aber die Frau sieht nur das schmutzige Wasser auf der Stiege, auf dem Boden, das aus ihres Mannes Schuhen rinnt und den Schmutz an der Wand. „Hättest auch zuerst die Schuhe ausziehen können!" Auch im Zimmer oben schimpft sie über den Dreck und das Wasser am Boden, über das verschmutzte Bettzeug, bevor sie sich der Großmutter annimmt. Heiri geht hinaus und kommt in anderen Hosen wieder. Er bleibt da, bis die Großmutter aus der Ohnmacht erwacht. Er schaut zu, wie seine Stiefmutter unwillig am Bett hantiert, hört sie halblaut schimpfen. Sie geht hinaus. Heiri bleibt allein zurück. Er nimmt die Hand der Großmutter und sagt: „Es ist noch einmal gut gegangen, bleib jetzt schön ruhig, Lina wird Dir jetzt guten Tee bringen. Mußt Dich mehr schonen, darfst nicht fortgehen, Großmutter, darfst mich nicht allein zurücklassen, ich habe Dich so nötig, verstehst Du!" Großmutter versteht. Sie schaut aus den müden Augen lange und friedlich auf den Heiri, der ihre Hand nicht mehr loslassen will und kein Auge von ihr wendet.

Endlich kommt die Stiefmutter aus der Küche zurück. Sie trägt ein dampfendes Krüglein und eine Tasse, stellt es auf den Tisch, schenkt ein und sagt: „Da habe ich Dir Glühwein gemacht Heiri, trink, sonst erkältest Du Dich." Und da er nicht will und sie fragend anschaut, streicht sie ihm lieb übers nasse Haar:" Trink, Heiri, bist ja noch ganz kalt."

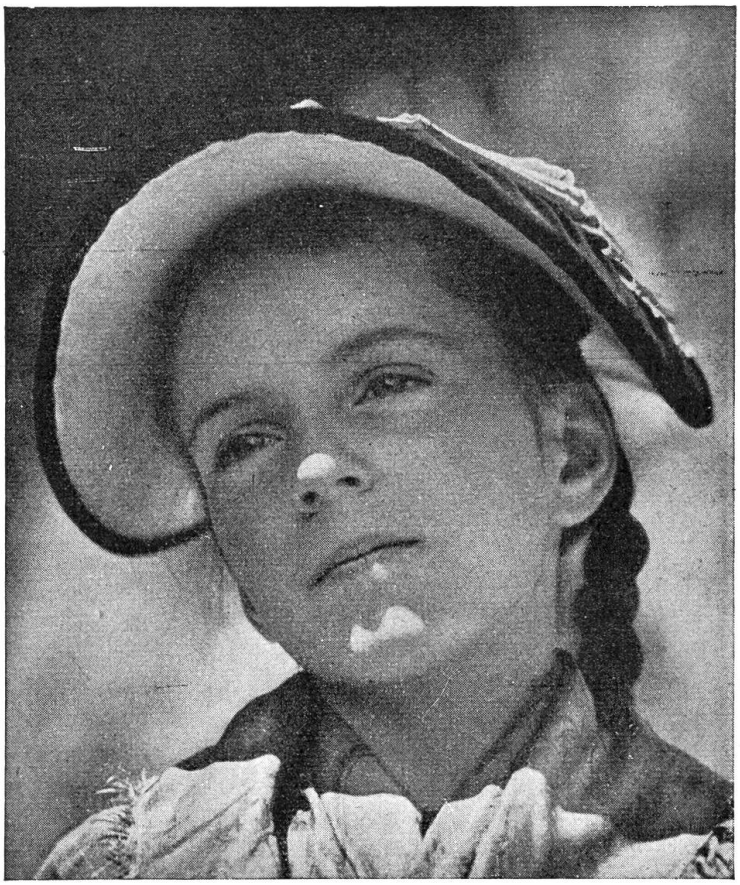
Von Rauchwürsten und Speckschwarten.

Das Wasserrad dreht sich wieder. Im Garten blühen die Kartoffeln. In der Schmiede glüht und sprüht das Feuer. Sommerhitze liegt über Dorf und Land. Vater und Sohn stehen am Amboß. Ihre Hämmer dröhnen im Takt. Der Toni vom Schilt kommt aufgeregt und schwitzend unter die Türe und ruft: „Heiri, komm schnell zu uns hinauf, die Mähmaschine ist kaputt", und schon ist er wieder fort. Der Vater ärgert sich. Schließlich aber sagt er: „Gehst halt." Heiri packt Werkzeug in den Rucksack und geht. Der Bauer im Schilt steht bei den Rossen und der Mähmaschine und schimpft: „Wenn einmal gut Wetter ist, muß man schnell vorwärtsmachen. Das Heu auf der oberen Matte kommt heute noch hinein. Jetzt will ich auf den Abend noch die große Weid umlegen. Natürlich ist das Teufelswerk von einer Maschine kaputt und kein Mensch sagt etwas." Heiri läßt sich von der Aufregung nicht anstecken. Er prüft und schaut, probiert und fährt vor und zurück, demontiert, geht heim und kommt wieder. Und auf den Abend fährt der Schilt-Melk mit seinen zwei schönen Rossen und mäht die große Weid. Zum Heiri aber sagt er beim Wegfahren: „Geh noch hinauf zur Frau, wegen der Rauchkammertür."

Heiri geht in die Küche hinauf und trifft die Frau beim Kochen. Sie erklärt ihm, daß da und dort am Kamin etwas defekt sei, geht mit ihm in die Zimmer hinauf. „Da will das Madlen vom Bett aus Feuer im Kamin gesehen haben", sagt die Mutter, „und hie und da ist das Zimmer voll Rauch." Heiri schaut nach. Unterdessen wird die Mutter weggerufen. Heiri wartet. Schließlich schaut er nicht nur dem Kamin nach. „So, so, das ist Madlens Schlafzimmer", denkt er. Er sieht, wie der Boden den nußbaumenen Streifen nach glänzt, wie gut aufgeräumt ist, sieht das Bild der Wallfahrtsmuttergottes an der Wand. Schließlich macht er ein paar Schritte, streicht über die blaukarierte Bettdecke, über das saubere Kissen. Er geht auf das Schiebfensterlein zu. Auf der Kommode liegen ein paar Hefte und darunter schaut fast zur

Hälfte eine Photographie hervor. S'Madlen in der Tracht und ein junger Mann im Hirthemd dabei, nahe dabei. Es wundert ihn, was wohl sonst noch auf der Photographie sein könnte, vielleicht noch andere Leute. Oder sind die zwei allein? Er will nach dem Bilde greifen, aber er hat so das Gefühl, das sei nicht anständig.

Das ist doch nicht möglich, daß s'Madlen einen Schatz hat. Das Mädchen ist doch noch viel zu jung. Er rechnet nach und wieder will er zur Photographie zurück. Er steckt beide Hände in die Hosentaschen, um nicht noch mehr in Versuchung zu kommen. Den jungen Mann sollte er doch kennen. „Ich sollte besseres Licht haben, die Photographie in die Hände nehmen, ans Fenster gehen damit." Er schaut wieder auf das Bett hinüber, dann geht er ans Kamin und nimmt sein Maß für ein neues Türli. „Nein, nein, das Madlen soll nicht im Rauch drin schlafen müssen."



Walliser-Mädchen
Photo Rast, Fribourg

Dann geht er hinaus und zur Rauchkammer. Dort macht er wieder eine interessante Entdeckung: „Ei, ei, die Speckseiten und die Rauchwürste. Botz Blitz und Doria, der Schilt-Melk, das ist ja ein Millionär! Wenn das mein Vater sehen würde! Das wäre etwas für den Sonntag." Heiri zählt, — „und für den Werktag hie und da." Das wäre gut zu den weißen Bohnen, oder noch besser anstatt die weißen Bohnen. Wenn man so etwas zu Hause im Kamin hätte, dann würde einem der Freitag direkt auffallen.

Auf dem Heimweg gaukeln ihm die Rauchwürste und Speckschwarten nur so vor den Augen. Aber zwischendurch sieht er wieder das blitzsaubere Mädchenzimmer und immer mehr und deutlicher die Photographie.

Unterdessen war zuhause wieder einmal Streit ausgebrochen. Ruedi und Margritli wollten bei der Großmutter oben sein, weil sie ihnen so schöne Geschichten erzählte. Die Mutter befahl ihnen, den kleinen Peterli zu hüten. Die Kinder weinten und wollten Geschichten hören. Sie sagten, so schöne Märchen wie die Großmutter wisse kein Mensch auf der ganzen Welt. Die Mutter wurde darob wütend und sperrte alle drei in der Stube ein. — Da begann ein Kindergeschrei - Konzert von solcher Stärke und Dauer, daß es bis in die Werkstatt drang und sogar des Vaters laute Arbeit übertönte. Der Vater achtete zuerst nicht besonders darauf. Das war ihm bekannte Musik. Aber nach geraumer Zeit ging er doch unter die Türe und schließlich im Sturmschritt hinauf. Das Geschrei kam aus der Stube. Die Türe war verschlossen, der Schlüssel weg. Sobald er an der Türe rüttelte, wurde das Geschrei noch stärker. Er rief seiner Frau. Keine Antwort. Er schaute in die Küche. Da hörte er schreien und schimpfen im obern Stock, hörte die Stimme seiner Frau: „Ich

lasse mir das nicht bieten, verstanden, so eine Hexe! Willst mir meine ganze Familie aufhetzen und verhexen. Ich verbiete Dir, mit den Kindern zu reden. Jetzt ist Schluß und aus und Amen und für immer und das letzte Mal." Hans, der starke Schmied, griff sich an den Kopf: „Oh je, schon wieder mit der Großmutter." Er ging an die Stubentüre und sagte leise: „Kinder, seid still!" Das Weinen schwoll wieder an. Da wollte er die Stiege hinunter verschwinden. Aber Lina kam auf ihn zu, nahm ihn beim Arm und führte ihn in die Küche, hochrot im Gesicht. Hans stand vor seiner jungen Frau, wie ein demütiges Fragezeichen. Da setzte sie sich und weinte, weinte und schluchzte in die Küchenschürze hinein: „Keinen Tag will ich weiter mit dieser Hexe zusammenleben. Oh je, was hab ich mir für ein Unglück aufgeladen! Sie hetzt die Kinder gegen mich auf. Sie zerreißt mir mein Mutterherz. Und Du schaust zu und machst nichts!" Hans wollte begütigen, wollte fragen, was geschehen sei und warum die Kinder so entsetzlich brüllen. Aber er erntete nur neue Vorwürfe. Auf alle seine Fragen vernahm er nur vermehrtes Seufzen und Schluchzen. Da ging dem Hans seine Geduld langsam zur Neige. Er nahm das große Becken mit dem gestrigen Kartoffelstock vom Küchenschaft, schmetterte es vor sich auf den Boden und schrie: „Hör auf!" Lina starrte ihn an, stund auf, wankte auf ihn zu, schloß ihre Arme um seinen Hals und bat: „Hans, verlaß mich nicht, verlaß nur Du mich nicht!" So wurde Hans wieder zahm und sanft und seine Frau konnte wieder anfangen, über die Großmutter zu klagen: „Wenn es Deine Mutter wäre, Hans, dann würde ich alles ertragen." Er legte ihr seine schwere Hand auf die Schulter und sagte: „Ja, aber sie ist die Mutter meiner lieben verstorbenen Frau; kannst denn nicht mir zuliebe Geduld haben?" Die Haustüre schlug zu, Schritte kamen die Stiege hinauf. Heiri kam heim.

Goldgelbe Aepfel und rote Mädchenwangen.

So ging das Leben in der Schmiede weiter. Zuerst wurde das Eisen tüchtig glühend gemacht, dann mit Schlägen bearbeitet und sogleich wieder zum Abkühlen ins zischende Wasser gesteckt.

Der Sommer mußte bald vor den feinen Herbstnebeln weichen. Einzelne Blätter an den Bäumen zeigten rostige Farben, ein kühler Wind kam dann und wann vom Berg. Heiri wollte mit dem Schubkarren zur Bahn, um Eisen zu holen. Er holte den Ruedi, setzte ihn auf die lustige Einradkutsche und lief mit ihm im Trab die Straße hinunter. Wie lachte der Ruedi und hatte doch ein wenig Angst, wenn das Rad über die Steine holperte und der Schubkarren nach allen Seiten schwankte. Das war eine lustige Fahrt. „Kann ich auf dem Heimweg auch wieder fahren?" frug er. Aber Heiri erklärte, daß es gar schwer zu stoßen sei, mit so viel Eisen den Berg hinauf. Nein, nein, da müsse er als kleiner Mann stoßen helfen.

Am Bahnhof durfte Ruedi den Frachtbrief am Schalter abholen und wichtig dabeistehen. Heiri kratzte sich in den Haaren. Immer wieder probierte er, ob er nicht doch zu schwer geladen habe. Es war weit bis heim, aber zweimal fahren wäre noch weiter.

Ein Fuhrwerk schwenkte ein. Ein lebiges und zappliges Rößlein voraus. Ein Mädchen als Fuhrmann und hochbeladen den Brückenwagen mit Harassen voll Aepfel. Da müßte ein junger Bursche ein Herz von Stein oder Stahl in der Brust tragen, wenn ihn dies schöne Bild nicht freuen wollte. Ein kräftiger, junger Mann müßte ja unerzogen und unhöflich sein, wenn er dem Mädchen nicht beim Abladen helfen wollte. Heiri war nicht von Eisen und war ritterlich genug. Er wäre es auch gewesen, wenn der hübsche Fuhrmann nicht das Madlen vom Schilt gewesen wäre. Für ihn war das ein leichtes Spiel. Er jonglierte mit den Harassen wie ein Kellner mit Platten. Im Hui war der Wagen leer und die Rampe vor dem Güterschuppen mit den Aepfelkisten überdeckt. Er half auch beim Wiegen und wartete, bis Madlen vom Schalter zurückkam.

Ruedi stand bei den Harassen, bohrte mit dem Finger in der Nase und schaute auf

die goldgelben Aepfel. Madlen gab ihm einen in die Hand und dann noch für jeden Hosensack: „Für s'Margritli und den kleinen Peterli." Heiri kraulte dem Roß in der Mähne und rief: „Du, Madlen, willst mir das Eisen heimführen? Ich kanns nicht auf einmal machen." Madlen überlegte einen Augenblick, dann schüttelte es sein hübsches Köpfchen, sprang auf den Bock, nahm das Leitseil und sagte: „Hü, Fuchs!" Aber Heiri ließ den Fuchs nicht los. „Nein, nein, Madlen, so schnell wirst Du mich nicht los." Madlen lachte: „Hü, Fuchs!" und schwang die Peitsche. Das Pferd begann zu trippeln und zu tanzen. Heiri blieb wie eine Mauer stehen und hielt das Roß am Zaun. „Madlen, wenn Du nicht willst, spanne ich Dir den Gaul aus. Ich sehe, er hat sowieso schlechte Eisen; ich nehme ihn heim und bringe ihn dann neu beschlagen wieder am Nachmittag." Madlen wurde rot im Gesicht und sagte: „Hü, Fuchs!" Ruedi bekam Angst und weinte. Heiri begann seelenruhig die Riemen am Landli aufzuschnallen. Madlen kam vom Bock herunter und wollte ihm das verwehren. Heiri sprang geschwind auf die Rampe hinauf, stieß seinen Schubkarren auf Madlens Fuhrwerk hinüber und setzte den Ruedi auf den Bock. Was konnte nun Madlen Besseres tun, als neben den Ruedi auf den Bock sitzen und nun: „Hü, Fuchs!"

„Oh je! Was habe ich mir für ein Unglück aufgeladen!"

Heiri streckte während der Fahrt seinen Kopf neben Madlens rotes Gesichtlein hervor und sagte: „Ich danke Dir recht schön, Madlen. Ersparst mir viel Kraft und manchen Schweißtropfen, danke vielmal." Madlen blieb stumm.

Heiri hatte nun Zeit, das Mädchen auf dem Heimweg ganz aus der Nähe zu betrachten. Auch der Zorn stand ihm gut zu Gesicht. Die feine Haut, wie ein Pfirsich so zart, blieb auf den Backen leicht gerötet. Die blauen Augen kollerten nach allen Seiten, nur nicht zum Heiri hinüber. Die blonden Haare zitterten im leichten Zugwind. Aber der feingeschwungene Mund blieb geschlossen. Heiri plauderte unentwegt weiter: „Siehst Du, wie die Leute stehen bleiben? Dort schaut eine alte Jungfer zum Fenster hinaus; wenn sie nur nicht vor Staunen umfällt. Sie schauen alle auf Dein prächtiges Roßli. Wenn sie nur nicht die schlechten Hufeisen sehen; ich müßte mich ja schämen als Hufschmied. Aber hoffentlich schauen sie auf uns. Schön, nicht war? Ich, mit meiner verbrämten Nase und Du, mit Deinem roten Gesichtlein. Am Sonntag auf dem Kirchplatz wird das verhandelt, Madlen, so kannst direkt berühmt werden."

Nach und nach kam doch ein Lachen in Madlens helle Aeuglein, wenn schon die Lippen sich nicht öffnen wollten. Vor der Schmiede zog es das Leitseil an. Sprang vom Bock, dann sagte es: „Kannst den Fuchs gleich neu beschlagen, ich schicke dann den Balz zum Abholen", ging an der Schmiede vorbei, sprang über den Bach und in die Matte hinauf. Bald war es unter den tiefhängenden Aesten der Aepfelbäume verschwunden.

Warum der Heiri eine Sau waschen will.

Solche Späße waren begreiflicherweise nur für den Augenblick angenehm. Nachher mußte Heiri erfahren, daß bei Madlen eine gewisse Kälte an der Tagesordnung war. Er konnte noch so freundlich „Guten Tag" sagen, mehr als ein kurzes Nicken und ein spitzes „Auch guten Tag" bekam er nicht zurück. Das spukte in Heiris Kopf wie ein Teufelchen. Je kälter Madlen schien, umso

heißer wurde Heiri. Er studierte alle Ausreden und Möglichkeiten, um irgendwie in den Schilt hinauf zu gelangen, einen Vorwand zu haben, um ein Wort von Madlen zu erhaschen. Es gelang ihm dann und wann, ein paar Worte zu wechseln. Aber wenn er glaubte, es sei diesmal doch recht lieb mit ihm gewesen, dann ging er erst recht nicht beruhigt heim. Denn eben mit den lieben Worten wurde in Heiri drin ein Feuerlein angezündet, das ganz empfindlich brennen kann.

Heiri dachte manchmal ruhig für sich nach und sagte zu sich: „Heiri, bist ein Esel! Madlen, des reichen Schilt-Melk Tochter, und ich armer Habenichts.“ Aber das Feuerlein, das einmal im Herzen drin angefangen hat zu brennen, richtet sich nicht nach vernünftigen Rechnungen, nicht nach dem, was der Kopf denkt. Es brennt und flackert weiter, wird vielleicht gar unerträglich heiß, so daß der Kopf sich gerne dreht und wendet, um nach dem lieben Mädchen auszuschauen, am Morgen früh schon, immer wieder während der Arbeit und sogar mitten in der Dunkelheit der Nacht.

Heiri hatte sich zum Holzspalten hinter der Werkstatt an der Sonne einen bequemen Platz zurechtgemacht. Er schaute immer wieder sehnsüchtig gegen den Schilt hinauf. Schon seit zwei Tagen war keine Spur von Madlen zu sehen.

In solchen Fällen soll man nie verzweifeln, denn das Glück ist oft näher, als man ahnen kann. Madlen kam mit einer großen Sau den Weg hinauf, wollte heimzu und mußte natürlich bei der Schmiede vorbei. Mit langsamem Schritt, wie so ein Prachtsschweinetier dies verlangt, kam Madlen hinterher und hatte Zeit, an alle Fenster hinauf zu gucken und auszurechnen, wo vielleicht Heiris Kopf auftauchen könnte. Es achtete just in der Nähe der Schmiede deshalb nicht so sehr auf das Schwein und sah nicht, wie dieses ganz unvermutet im Laufschritt davonstürmte und in die nahe Türe der Werkstatt hineinwatschelte. Plötzlich war seine Sau verschwunden. Aber aus der Schmiede tönte ein Grampol, Gepolter und Gequietsche. Die Sau hatte ein großes Gartengitter umgestoßen, das mit anderen Eisenstücken über sie zu fallen kam. Am Boden liegend, mit den Beinen scharrend, versuchte sie nun, den Rüssel in den Kohlenhaufen hineinzustoßen. Madlen kam nachgesprungen, wollte das Eisengitter aufheben. Das war zu schwer. Es zog nun mit aller Kraft, aber ohne jeden Nutzen, am geringelten Schwänzlein und am Bein, als Heiri von seinem Auslugplatz her, dem Lärm nach, in die Werkstatt kam.

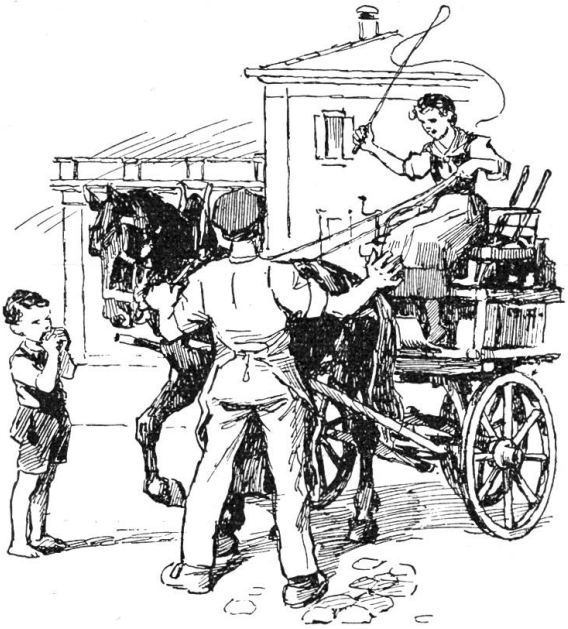
Heiri konnte nicht sogleich zugreifen, er mußte zuerst das amüsierliche Bildchen ins Auge fassen. Madlen zog aus Leibeskräften und schimpfte dazu: „Lach nicht so dumm, hilf mir lieber!“ „Ich bin immer ein Lieber. Aber die Sau wird so ganz schwarz“, sagte Heiri und strengte sich an, ein ernstes Gesicht zu machen. Dann schloß er die Türe: „Das ist, damit die Leute nicht hineinsehen und die Sau nicht hinausspringen kann, denn die muß zuerst etwas frisiert werden, so verbrämt kann sie nicht im vornehmen Schilt Einzug halten. Und jetzt paß auf.“ Das Gitter angepackt, ein Ruck, zwei drei Griffe, und schon stand die Sau mitten in der Werkstatt, schüttelte die Watschelohren und ringelte wieder das malträtierte Schwänzlein. Nun aber ließ sich Heiri Zeit, umständlich Wasser herzurichten und eine feierliche Mohrenwäsche zu veranstalten. Denn solange er mit der Sau hantierte, mußte Madlen hier bei ihm bleiben.

Und wie dem Heiri der Kopf gewaschen wird.

In der nächsten Zeit kam es vor, daß Heiri halbe Nächte lang von daheim fort war. Es war nicht recht gemütlich, zu fragen, wo er gewesen sei. Gelegentlich saß er auch nach Feierabend bei seiner Großmutter, blieb stundenlang dort oben. Die Großmutter ließ dann ihre Arbeit liegen, erzählte und schaute ihren lieben Heiri an.

Das waren für sie ihre liebsten Stunden und am schönsten dann, wenn sie davon erzählen konnte, wie es früher war, zur Zeit, da noch der Friede und das große Glück im Haus zur Schmiede gewohnt hatte. Ihre Augen glänzten, sie vergaß die Schmerzen des Alters und des Herzens.

Heiri war ein guter Zuhörer, wurde nicht müde, auch wenn er die gleichen Schilderungen immer wieder vernahm, denn wer sonst erzählte ihm von seiner Mutter, die er kaum recht gekannt hatte. „Ja und eine schöne Frau war mein Marieli, Deine Mutter", konnte sie dann sagen, die großen dunkeln Augen beschreiben und den aufrechten Gang, „und Haare hat sie gehabt, glänzend und kohlrabenschwarz wie Du, und die feinen ebenmäßigen Gesichtszüge, die hast Du von Deiner Mutter, Heiri. Ich sage Dir, die Leute sind am Sonntag stehen geblieben und haben sie vor sich her in die Kirche eintreten lassen. Hans hat Jahr und Tag um sie geworben, hat sie auf den Händen getragen. Ich habe nie geglaubt, daß ein wilder starker Mann wie der Hans, so fein und zart mit einem Mädchen, mit einer Frau umgehen könnte. Ja, der Hans war damals ein lieber Schwiegersohn, bis das Unglück kam mit dem großen Bau, die Schulden. Damals haben wir alle drei nächtelang studiert und einen Ausweg gesucht. Du warst zu dieser Zeit krank, fiebrig und hast uns auch geholfen mit weinen. Aber Deine Mutter hat nie den Mut verloren. In den Tagen, da wir nicht wußten, ob dem Hans das Haus und alles versteigert wird, hat sie nie ein böses Wort gegeben. Sie hat immer auf den lieben Herrgott vertraut, immer alle aufgemuntert, blieb stark, bis dann später das heimliche Fieber ihre Kraft ausgehöhlt hat und sie den Hans und Dich für immer verlassen mußte. Heiri, ich darf nicht daran denken, wenn Deine Mutter, mein Kind, noch leben würde; hier im Haus wäre Frieden und Glück und wohl auch wieder Wohlstand. Du hast bis jetzt nicht viel gute Zeiten erlebt. Neben dem Hunger in früheren Jahren, die Bosheit der Mägde, die Unordnung und des Vaters elende Verlassenheit. Du weißt nicht viel anderes. Aber ich weiß, wie es früher war. Da haben alle Leute im Dorf und im Land den Hans um seine Frau und sein Glück beneidet. Ich war noch nicht in der Schmiede. Wie ist mein Marieli immer wieder zu mir heimgekommen und hat in Jubel und Ueberglück von seinem lieben Hans erzählt. Heiri, Du mußt einmal so eine Frau heimführen, so ein Glück aufbauen. Gebe Dir Gott das Glück, lang, länger, als es Dein Vater verkosten konnte."



„Nein, Madlen, so schnell wirst Du mich nicht los!"

Solche Worte setzten sich tief in Heiris Brust fest. Er ging die Stiege hinunter. Mondschein drang durch das Fenster auf den Gangboden. „Sonntagabend", dachte er, „noch zwei Stunden bis Mitternacht", und ging noch einmal vors Haus. „Kann doch nicht schlafen jetzt." Er sprang über den Bach, ging unter den Bäumen durch. „Eine solche Frau sollst Du einmal heimbringen", hat die Großmutter gesagt. Unwillkürlich lenkte er seine Schritte gegen den Schilt hinauf.

Lange stand er vor dem Haus, schlich näher, sah in der Küche noch Licht. Dann schlenderte er zum Stall hinüber. Später kam er mit einer Leiter zurück, hatte das rote Nastüchlein vors Gesicht gebunden und stieg über die Leiter gegen das Fenster hinauf.

Mit unkenntlich verdrehter Stimme versuchte er das Mädchen ans Fenster zu locken. Das Licht in der Küche war längst erloschen. Er redete unentwegt weiter, suchte die lustigsten Sprüchlein aus seinem Gedächtnis hervor. Ließ nicht ab und ließ nicht locker. Keine Antwort kam aus dem Haus. Aber von unten kam eine Antwort. Die Leiter wurde plötzlich unter ihm weggeris-

sen, er fiel auf die Holzbeige, wurde von starken Armen zu Boden gerissen und erhielt zugleich einen zünftigen Schlag ins Gesicht. Heiri war nicht ein Mann, der wegen einem Puff umfiel. Er sprang auf die Beine, aber schon sauste ein zweiter Schlag auf seinen Schädel, ein harter Schlag von der andern Seite. Ein Sprung auf die Seite. Heiri konnte jemanden fassen und mit sich zu Boden reißen. „So, Du Knäblein, jetzt hab ich Dich!" Aber während er saftige Schläge austeilte, hieb ein anderer mit Holz auf ihn ein. Der Mond war längst untergegangen. Es ist nicht angenehm zu kämpfen, wenn man nichts sieht, wenn das Blut die Augen verklebt und man nicht weiß, wen man an der Gurgel hat, wer schlägt und wie viele es sind. Heiri erwischte auch ein Stück Holz von der Beige, schlug auch auf einen Schädel, auf einen Arm, in ein Gesicht. Aber er mußte unterdessen viel aushalten. Drei gegen einen. Und das waren geübte und starke Kämpfer.

Bisher war noch kein Wort gefallen. Schon wieder lag er am Boden, sprang auf, stieß seinen Kopf dem andern in den Bauch, daß er stürzte. Aber seine Schläge wurden schwächer, unsicherer, trafen oft ins Leere. Heiri wollte ablassen, sich langsam zurückziehen, da erkannte er den Balz, den Bruder Madlens. Nein, nein, da gibts keinen Rückzug! Heiri wischte sich das Blut aus dem Gesicht und stürzte sich auf ihn. Aber drei sind auch für einen Starken zu viel.

Zuletzt schleppten sie ihn bewußtlos bis zum Hag und ließen ihn liegen.

Wenn der Schmerz und der Trübsinn bohrt.

Heiri kam anderntags rechtzeitig am Morgen in die Schmiede. Da wo er im Gesicht blau war, zerschunden oder geschwollen, strich er ein wenig Ruß hin, damit es nicht so auffällt. Begreiflicherweise brummte sein Kopf. Und die Schulter tat weh. Aber der schlimmste Schmerz saß im Rücken. Wenn er den Hammer schwingen wollte, dann mußte er auf die Zähne beißen und sein Atem stockte. Der Vater sagte nicht viel.

Lang ist so ein Vormittag, auch wenn man versucht, der strengen Arbeit auszuweichen. Das kleine Margritli kommt in die Werkstatt: „Heiri, was machst Du für ein Gesicht, nein aber auch." Es ruft dem Ruedi. Ein Bauer kommt mit seinem Roß, wegen einem neuen Hufbeschlag. Heiri muß sich gewaltig zusammenreißen. Aber der Bauer meint zuletzt: „Mir scheint, Du hast das früher schneller gemacht und auch schon besser." Die Mutter stand plötzlich neben Heiris Amboß, hielt seine schmutzige und zerrissene Sonntagskleidung in der Hand und sagte: „Heiri, das kann ich nicht flicken. Damit mußt schon zum Schneider.

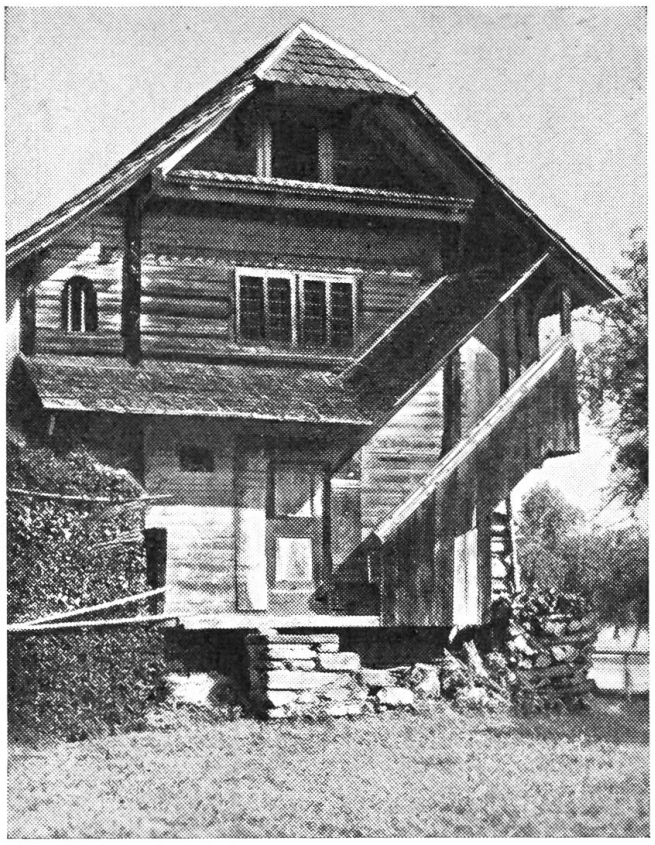
Das war alles nicht so schlimm. Gegen Mittag kam Madlens Vater, der Schilt-Melk, blieb breitspurig vor dem Vater stehen und sagte: „Hans, mußt mir ein Dutzend starke Türli-Angel machen. Ich will am Hag um mein Haus und Heimen herum bei jedem Durchpaß ein Türli zimmern lassen, daß mans gut zumachen kann. Kräftig mußt sie schmieden und Oel brauchst keines draufzuschmieren, mir ist es recht, wenn mans jammern hört, wenn jemand auf das Haus zukommt, besonders in der Nacht."

Nach dem Mittagessen schickt der Vater den Heiri in den Wald hinauf. Er solle wegen dem Holzteil nachsehen. Heiri geht. Er nimmt seinen Bergstock mit, seine vielen Schmerzen und einen schweren Trübsinn. Langsam steigt er hinan. Er läßt sich Zeit. In der Einsamkeit oben setzt er sich auf einen Stein, läßt die warme Sonne auf seinen Rücken scheinen. Dann wandern seine Gedanken zurück durch die ganze letzte Nacht. „Ja, ja, die Großmutter hat gut reden, wie meine Frau aussehen soll. Ich weiß auch, wie meine Frau aussehen soll, ganz genau weiß ich das. Aber wer will mich heiraten, in den Unfrieden hinein. Und dann meiner Lebtag Arbeiter sein. Die Lina will doch die Schmiede einmal dem Ruedi zuhalten, das ist gewiß. Dem Vater kann ich doch nicht Geld abverlangen, etwas Eigenes anfangen, wenn er selber kein Geld hat, Schulden hat."

Ein Hase hüpfte vor seinen Augen durch. Heiri wollte auf, ihm nachspringen, aber die Schmerzen im Rücken hießen ihn stillbleiben. „Der hats gut, der Hopser, kann

im freien Wald ein freies Leben führen. Ich möchte auch einmal frei sein. Mein eigener Herr sein. Nach meinen eigenen Ideen arbeiten. Nicht immer in der russigen Bude, nach hundertjährigen Rezepten in der ewigen Unordnung schmieden. Möchte einmal am eigenen Tisch sitzen, ohne Angst vor Streit mit den Kindern, Streit mit dem Vater und vor dem immer gleichen Hader und Gezank mit der Großmutter. Der Vater wird immer schweigsamer und seine junge Frau macht mir große Augen. Das geht nicht länger so. — Wenn die lieben Kinder nicht wären. Auf und davon würde ich laufen."

Ein Specht klopft am Baum. Heiri sucht ihn mit den Augen. Dort an der Tanne hämmert er. Ein großer Vogel mit grünen Federn, klopft, steigt am Stamm hinauf, klopft wieder, dann setzt er ab und fliegt mit weiten Schwingen in den andern Wald hinüber. „Der ist auch frei und kann noch fliegen dazu, soweit er will. Nur ich bin und bleibe ein Knecht. So wie der gute Vater ein Knecht bleiben muß, seiner Frau und seiner Schulden. Aber ich bin jung!"



Alter Speicher bei Waldibrücke

Er hört wie ein Vogel ruft und wieder ruft. Hört, wie weit oben ein anderer Bescheid gibt, wie sie wechseln und warten und wieder rufen. „Ich kann das Madlen nicht aus dem Herzen reißen. Sie können mir das Madlen auch nicht herausschlagen. Ich weiß ja, daß ich so nie um seine Hand fragen kann. Aber ich kann nicht mehr denken ohne das Madlen. Ich muß einen Weg suchen. Soll ich auswandern? Geld verdienen? Reich heimkommen? Und dann erfahren, daß mein Madlen einen reichen Bauern geheiratet und erwachsene Kinder hat. Ich kann nicht so weiterleben." Er will aufspringen, aber sein Rücken und die Schulter mahnen ihn.

Er schaut vor sich hin in den Busch. Eine Spinne spannt ihren Faden von Zweig zu Zweig. Geht zurück, spannt einen zweiten. Wie sie wiegt auf dem zimperlich dünnen Häärchen. Heiri schaut gespannt zu. Die dicke Spinne seiltänzert hinüber und hinauf. Heiris Augen folgen ihr, die Gedanken gehen weiter. „Wie ein Drahtseil", denkt er. „Ja, wie ein Drahtseil! Himmel, daß mir das nicht früher in den Sinn gekommen ist. Ein Drahtseil bauen, selber auf eigene Rechnung. In Vaters Schmiede zuerst, dann eine eigene Werkstatt. So nehme ich dem Vater keine Arbeit weg. Der Ruedi kann einmal die Schmiede haben. Ich baue Drahtseile." Jetzt springt er auf, trotz den Schmerzen, jetzt kann er gehen und laufen wie ein junger Stürmi, hinauf zum Holzteil und dann gegen Abend pfeifend und jodelnd heimzu.

*

Er geht natürlich mit seiner Idee zur Großmutter. Wie erschrickt diese. Nicht nur, weil er fort will, nein, vor allem wie er aussieht. Heiri muß schön ruhig herhalten. Muß die Großmutter seine Wunden auswaschen lassen. Und unterdessen warnt sie und erzählt, wie der Vater sein Geld ver-

loren habe. Auch mit einer so übermächtig großen Arbeit. „Für ein fremdes Hotel hat er damals einen Riesenauftrag übernommen. Zwei Jahre hat er mit zehn bis vierzehn Arbeitern hantiert. Sein Geld hat er in das Eisen hineingesteckt. Von allen Verwandten, von den Banken, von überall her hat er Geld aufgenommen, um die Löhne zu zahlen. Und dann haben die fremden Herren mit den Zahlungen zugewartet, haben einen Akkord gemacht und irgendwie die Schulden abgeschüttelt. Man weiß ja, wie die Stadtherren manchmal Tür und Törlein finden, um auszuschlüpfen. Andere Handwerker haben auch verloren. Aber Hans gar alles, weil er alle Arbeit allein übernehmen wollte, schnell reich werden wollte. Darum will der Vater keinen Arbeiter mehr, keinen einzigen."

Heiri weiß das alles längst. Er will ja nicht schnell reich werden. Er will nicht für fremde Herren, für hiesige, sichere Leute, für Alpgenossenschaften und Bergheimen will er arbeiten. Aber er will wissen, was die Großmutter, die kluge, erfahrene Frau zu seinen Plänen sagt. Darum hält er so schön still und läßt sich mit Arnika-Wasser tätscheln. Dann sagt sie endlich: „Mußt halt sozusagen noch einmal in die Lehre gehen, Heiri. Es wird Dich einwenig hart ankommen. Mußt einen tüchtigen Meister suchen. Und dann probiers. Fang so an, daß Du den Segen Gottes hast. So ist der Anfang gut und das ist immer und allzeit das Wichtigste."

Von sich selber, und daß sie unterdessen allein und ohne Schutz bleiben muß, sagt sie kein Wort.

Heiri schläft noch manche Nacht schlecht, wälzt sich mühsam hin und her, bis seine Schmerzen nachlassen und bis er mit dem Vater geredet hat.

Ein hungriger Bub und zitterige Hände.

Heiri ist abgereist. Manchen Sonntag war er mit dem Velo irgendwohin gefahren. Hatte geschrieben und Briefe bekommen. Dann hat er einmal sein Bündel gepackt, hat Abschied genommen, um für lange fort zu bleiben. Ruedi hat ihm den Mantel getragen bis zur Bahn, ist mit Tränen in den Augen tapfer dagestanden und hat gewinkt, bis der Zug nicht mehr zu sehen war.

Schlimmer war der Abschied von der Großmutter gewesen und weitaus am wüstesten tat das Margritli. Es wollte mit ihm gehen, hat seine Händlein in Heiris Haare verkrallt, wollte ihn nicht loslassen. Hat geweint und mit den Füßchen gestampft: „Heiri muß dableiben!"

Heiri hat ihm ein Bildchen versprochen, ein ganzes Bilderbuch. Gab ihm ein Küchlein in die Hand. Margritli verschmierte Fett und Zucker in seinem und Heiris Gesicht und hat den Rest noch weggeworfen. Es wollte den Heiri dabehalten. Als ob es schon eine Ahnung gehabt hätte.

Seitdem sind viele Monate vergangen. Der Winter hat die Matten zugedeckt. Eiszapfen hingen an der Hauswand, wo der Bach über das Wasserrad springt. Eisige Winde pfiffen um die Giebel und zerrissen den Rauch aus den Kaminen.

Ruedi kam vom Schlitteln heim, mit einer roten Nase und mit einem Hunger, wie ein ausgewachsener Bär. Er konnte nicht warten, bis die Suppe auf dem Tisch stand. Wollte in jede Pfanne hineinschauen. Rief den Vater und die Großmutter zum Essen lange bevor es Zeit war. Die Mutter wurde ganz nervös. Er setzte den Peterli neben sich auf die Bank, gab ihm einen Löffel in die Hand: „Mutti, der Hunger frißt mir ein Loch in den Bauch."

Endlich waren alle versammelt, endlich kam die ersehnte, dampfende Schüssel. Ruedi machte das Kreuzzeichen wie ein Blitz und fuhr schon während dem Beten mit dem Löffel in seinen Teller. In der Hast verschüttete er viel, fuhr mit dem Aermel hinein, beschmutzte das Tschöpli, ließ die Suppe auf die Hosen tropfen. Die Mutter warnte, sie schimpfte, verlor schließlich die Geduld und schlug ihm auf die Finger. Ruedi weinte, und sagte: „Die Großmutter spritzt doch auch."

Das war nun wirklich seit langem so. Die Großmutter zitterte stark. Hans lachte und meinte: „Wenn Du einmal Großmutter bist, dann darfst Du auch spritzen." Lina sagte spitzig: „Natürlich nimmst Du sie in Schutz. Kein Wunder, wenn die Kinder

sich wie Säuli am Tisch aufführen. Aber Du mußt eben nicht alle Tage waschen und für neue Kleider sorgen nach jedem Essen." „Nein, nein, so schlimm ist es auch gerade nicht", wollte Hans beruhigen. „Schlimm genug", erwiderte die Frau, „die Hauptsache ist, daß die Großmutter immer recht bekommt. Sie kann machen, was sie will. Immer gibst Du ihr recht. Und ich soll dann die Kinder anständig erziehen. Das hört jetzt einmal auf. Entweder geht die Großmutter vom Tisch weg oder ich mit den Kindern. Wir können ja in der Werkstatt unten essen, wenn sie mehr Recht hat hier."

Hans schaute finster und mit eigen glitzerigen Augen zu seiner Frau hinüber: „Sei doch vernünftig, schon wegen den Kindern." „So kommst Du mir gerade recht. Ich soll immer nachgeben. Und jetzt gebe ich einmal nicht mehr nach. Entweder sie oder ich. Gemeinsam wird nicht mehr gegessen."

Die Großmutter hatte schon lange den Löffel hingelegt. Nun stund sie wortlos auf und ging hinaus. „Großmutter!" riefen s'Margritli und der Ruedi gleichzeitig, und wollten ihr nach. Die Mutter faßte sie beide: „Ihr bleibt da, verstanden. Ich will jetzt schauen, wer Meister ist."

So hat es angefangen. Hans hat schließlich die Kinder in die Stube gejagt und hat gebrüllt, daß diese dort und die Leute auf der Straße jedes Wort verstanden haben. Dann ist er lange Zeit in der Küche hin und hergegangen mit seinem schweren Schritt, in seinen klobigen Holzböden. Hat gedonnert und die Faust in der Luft herumwirbeln lassen. Aber das Schluchzen und die Tränen der jungen Frau haben allmählich den mächtigen Mann besiegt.

Seitdem aß die Großmutter allein in ihrem Zimmer oben.

Frohe Appenzellerinnen in der Sonntagstracht
Photo Schildknecht, Luzern

Die bitter schwere Nacht.

Der Föhn fuhr in die bleichen Sonnenstrahlen hinein. Glasig glänzte der alte Schnee. Die Bäche rauschten wild. Das To-

sen und Heulen ließ über Tag und Nacht nicht nach.

Ruedi war gegen den Frühling zu manchmal fiebrig und krank gewesen. Nun war er wieder munter. Aber Margritli klagte jetzt oft über Halsweh.

Wie oft muß da eine Mutter in der Nacht aufspringen, Umschläge machen, Tee wärmen, darf nur in leichten Schlummer sinken, damit sie beim leisen Weinen und Wimmern bereit ist. Wie manche Stunde in der Nacht sitzt sie am kleinen Bettchen, hält die Fieberhand bis sie selber fast krank wird. Wenn der Morgen kommt und das Kind ruhiger wird, fängt für sie ein neuer Tag an mit harter Arbeit wie immer. Sie darf nie müde sein, die Mutter.

Margritli war ein geduldiges Patientlein und dankbar für jeden Zuckerstein. Aber bittere Medizin wollte es nicht schlucken. Wenn das Fieber stieg, wollte es aus dem Bettli, ja sogar aus dem Fenster steigen. Der Arzt wurde etwas spät erst gerufen. Er wollte keine gute Miene machen, wollte das Kind in den Spital nehmen. Aber Hans blieb unerbittlich. Schließlich mußten sie dem Doktor versprechen, daß Margritli sofort von den andern Kindern abgesondert werde.

So kam es, daß Hans zur Großmutter hinauf stieg und sie bat, das kranke Margritli zu sich zu nehmen und zu pflegen. Bald darnach zügelten sie das Kinderbettli hinauf. Margritli beruhigte sich während den schönen Geschichten, welche die Großmutter erzählte. Tag und Nacht wollte es Märchen hören. Und die Großmutter wurde nicht müde und erfand immer neue Geschichten.

Der Arzt kam täglich, dann aber sogar zweimal am Tag. Die Mutter redete jedesmal lange mit ihm und voller Angst. Margritlis runde Backen wurden hohl und seine Arme dünn. Rote Flecken zeigten sich auf seiner Haut. Es war müde und elend, zu elend um aufmerksam den Geschichten zuzuhören. Die Großmutter stand bei ihm wie ein Schutzengel.

Hans kam oft mitten am Tag aus der Werkstatt und fragte heimlich durch die Türe nach dem Befinden.

„Großmutter, ist der Himmel schön?" fragte Margritli, „gibts im Himmel kein Halsweh, keine schlechte Medizin. O je, mir ist so übel." Da versuchte die alte Pflegerin wieder Linderung und Kühlung zu verschaffen. Nahm dann wieder den Rosenkranz in die Hand und flehte alle Heiligen an, doch das junge liebe Leben zu schonen.

Hans ließ die laute Arbeit liegen. Er wollte nicht mit seinen Hammerschlägen sein Kind aufscheuchen, vielleicht aus wohltätigem Schlummer. Ruedi mußte im Garten den Peterli hüten, den ganzen Tag. Lina war sanft und unglücklich.

So schlichen die Tage, trübe und schwere Tage dahin, während draußen die Frühlingswärme in Boden und Bäumen neue Kräfte zum Leben trieb. Einmal kam die Großmutter mitten in der Nacht ins Schlafzimmer hinunter: „Hans, Du mußt den Doktor holen, es steht schlimm", und eilig stieg sie wieder zum kranken Margritli hinauf.

Die Mutter kam. Kurz und hastig ging der Atem. Unruhe und Schmerz flackerten auf dem bleichen Gesichtlein. Selten einmal hoben sich die durchsichtigen Augendeckelein, dann suchten irrende Augen ringsum und konnten nichts mehr erkennen. „Großmutter, dableiben, — nicht fort — nie mehr fortgehen", hauchte Margritli und suchte und tastete nach der lieben Hand.

Hans kam zurück. Margritli erkannte ihn nicht mehr, blieb stumm, bis sein Körperlein im Krampf sich krümmte und zitterte, bis sein Lebenslichtlein mit einem letzten Flackern erlöschte.

Da standen die Eltern, vom Unglück getroffen, vom Schmerz zerschlagen, zusammen mit der Großmutter bei dem toten Margritli ihrem lieben Kind, konnten nicht weinen, konnten nicht reden, keinen Schritt vom Bettli weg tun. Der Schein einer einsamen Kerze flimmerte auf dem wachsbleichen Gesichtlein und in den Augen der Trauernden. Die Großmutter begann zu beten, zu den Wunden des Herrn und für die armen Seelen, nahm nochmals die kleinen Händchen, faltete sie zusammen und sagte: „Bist immer ein liebes Kind gewesen Margritli, bist aller Schmerzen ledig, für alle

Zeiten. Der liebe Gott wird Dich in die herrlichen Freuden aufnehmen und uns trösten." „Amen", sagte Hans, dann sank der starke Mann neben dem Bettchen in die Knie und weinte, das Gesicht in die Hände vergraben. Die Mutter litt stumm den tiefen Schmerz der ruchlos bis ins Mark geht.

In den fernen Bergen bei verwegener Arbeit über dem tiefen Abgrund, weit weg von den Dörfern erreichte anderntags das Telegramm den Heiri. In knappen Worten las er die traurige Kunde. Er hatte doch keine Ahnung, daß Margritli krank war. Die Großmutter hatte ihm einmal einen Brief geschrieben. Er hatte nicht alles verstanden, denn sie schrieb, es habe sich im Haus etwas verändert. Aber nicht näher beschrieben, was sich verändert habe. Dazu hatte sie muntere Grüße gesandt und Glückwünsche für seinen neuen Beruf als Drahtseilbauer.

Heiri dachte an die Mutter, Margritlis Mutter, die jetzt bis in alles Elend hinein unglücklich war, und an den Vater. Er rief seinen Arbeitskameraden, packte den Rucksack und ging zu Tal. In den Abend hinein und die Nacht hinein. Am Morgen wollte er den Zug erreichen.

Dann sank der starke Mann neben dem Bettchen in die Knie

Auf dem Friedhof.

Hans, der Schmied, stand am frischen Grabe seines Kindes. Der Abend legte sich sanft über Matten und Wälder. Hans wollte mit seinem toten Margritli reden, so wie er im Totenzimmer mit ihm geredet hatte. Die letzten Tage war Heiri dagewesen und viel Besuch. Nun war er allein. Hans konnte mit seinen wehen Gedanken nicht zurecht kommen: „Warum hat Dich der Herrgott von uns fortgenommen? Wir haben Dich alle so lieb gehabt. Ich kann das nicht einfach so hinnehmen, einfach hinunterschlucken. Ich muß immer wieder fragen, warum." Da stand er, ganz allein auf dem kleinen Friedhof, schaute auf das schwarze Holzkreuz, das magere Kränzlein, den frischen Grabhügel, der Schmied, der Hans.

Ein paar graue Haare sind in letzter Zeit in seinen schwarzen Bart gekommen. Breit steht er da und etwas gebeugt, die Hände gefaltet. Aber es will mit dem Beten nicht gut gehen. Immer wieder frägt er, „warum?" Und dann fliegen seine Gedanken wieder heim. Er sieht sein Margritli in die Werkstatt kommen, lustig und froh und so lieb. „Und jetzt liegt es hier tief vergraben. Warum?" Und wie er so steht, sinnt, bohrt und staunt, da klingen ihm Worte aus der Schule, aus der Predigt im Ohr: „Ehre Vater und Mutter, auf daß es Dir wohlergehe und Du lange lebest auf Erden." Er hört diesen Worten nach und sagt das halblaut vor sich her: „auf daß Du lange lebest auf Erden." Soll das so, genau so gemeint sein. Hast Du vielleicht so früh aufhören müssen mit Deinem Leben, Margritli, weil wir die Mutter nicht ehren? Sind wir an Deinem Sterben schuld, Margritli?" — Er schaut in die Abendröte der Berge hinauf, als wollte er vom letzten Himmelblau eine Antwort erwarten. Dann sprengt er Weihwasser und geht. Eine paar Schritte weit weg bleibt er stehen, sucht in den Taschen, schaut sich um, ob niemand in der Nähe sei. Er schleicht zurück zum kleinen Grab, packt ein Papier aus, kniet nieder, gräbt mit seinen Händen und setzt die mitgebrachten Wurzeln ein. „Margritli", sagt er, „sie werden schön blühen bei Dir, liebes Kind."

Dann geht er heim und redet mit seiner Frau, lange und ernst.

Spät steigt er noch zur Großmutter hinauf. Sie liest in einem frommen Buch. „Großmutter", sagt Hans, „von morgen an kommst Du wieder zu uns zum Essen. Ich will nicht, daß Du weiterhin allein da oben essen mußt. Ich habe das mit meiner Frau ins Reine gebracht." Die Großmutter ist ganz gerührt, heißt ihn absitzen, legt die Brille weg und dankt vielmal. Aber dann schüttelt sie den Kopf und meint: „Hans, laß jetzt das so sein, wie es ist. Ich habe noch nicht aufgehört mit Zittern. Was geschehen ist, mußt nicht ungeschehen machen wollen. Das können wir alle nicht. Laß mich hier oben. Glaub mir, Dein guter Wille kann so länger halten."

Auf Ehr und Gewissen.

Der Schilt-Melk und das Madlen gehen als Letzte von der großen Matte heim. Der Vater trägt die Gabel, das Mädchen die Rechen. Sie haben beide den ganzen Tag geschwitzt und pressiert, jetzt eilt es ihnen nicht. Ruhigen Schrittes gehen sie nebeneinander her. „Du Madlen, ich muß Dich einmal auf Ehr und Gewissen etwas fragen." „Ja", sagt Madlen zögernd, weil der Vater nicht weiterspricht. „Es ist da so eine Sache. Sag mir einmal ehrlich und offen, hast Du etwas mit dem Heiri, dem Schmied?" Madlen bleibt einen halben Schritt zurück und schaut auf die Stoppeln am Boden: „Was?" Nach einigen Schritten frägt der Vater: „Ist er bei Dir gewesen?" Madlen weicht aus: „Wann?" „Ja, seit er zurück ist." Sogleich und ganz bestimmt antwortet es: „Nein, nie!" „Sicher und gewiß nicht." „Sicher und gewiß." „Aber bei mir ist er gewesen, der Heiri", sagt der Vater langsam. Madlen holt den halben Schritt wieder auf und will fragen, aber es kann warten und sich beherrschen. So muß der Vater weiterfahren: „Ja, er ist bei mir gewesen, damals bei der Beerdigung und dann nachher wieder, seitdem er zurück ist." Der Melk wartet lange, bevor er weiterfährt: „Weißt Du etwas davon, Madlen?" „Nein, ich nicht, gewiß nicht Vater!" „Der Heiri ist dagewesen", erzählt der Vater, „wegen dem Drahtseil. Weißt Du, wegen dem Drahtseil in die Alp hinauf. Er muß davon gehört haben, daß ich so etwas plane. Da hat er mir ohne zu fragen, ohne vorher darüber zu reden ein Projekt und eine Berechnung vorgelegt. Ich muß sagen Ideen hat der Heiri, und wenn das stimmt, was er zeichnet und schreibt, wenn er die Preise halten kann, dann will ich's mit ihm wahrscheinlich probieren. Nur wollte ich vorher mit Dir saubern Tisch haben. Du weißt wie ich das meine." Madlen sagte ganz einfach: „Du hast jetzt gehört, was ich gesagt habe. Darauf kannst Du Dich auf Ehr verlassen." Sie kommen auf das Haus zu. Der Vater geht hinein.

Madlen nimmt seine Gabel und geht damit zum Stall hinüber. Im halbdunkeln Tenn bleibt es lange stehen, sinnt und sinnt.

Noch am selben Abend ging Madlen an der Schmiede vorbei. Vielleicht hat Heiri das Mädchen gesehen den Weg heraufkommen, vielleicht auch hat ihn eine gute Witterung just in dem Augenblick vor die Werkstatt geführt. Sie hatten nicht viel Zeit, sich zu begrüßen, andere Leute waren noch auf dem Weg. Madlen sagte: „Wie Du braun geworden bist." Und er meinte: „Denk Dir doch fast die ganze Zeit in den Bergen, die ganze lange Zeit." Gerade bevor die Leute in Hörweite kamen, sagte Madlen: „Du, Heiri, der Vater will Dich für sein neues Drahtseil in die Alp. Behüt Dich Gott und gut Glück." Madlen schritt bergauf. Heiri ging in die Werkstatt, blieb dort bockstill stehen und sann.

Natürlich war das keine schlechte Idee mit dem Drahtseil in die Alp hinauf. Mit ein paar Minuten Fahrt, konnte so ein zwei Stunden langer mühsamer, schlechter Weg abgeschnitten werden. Ein Weg, der nicht mit Wagen befahrbar war. Die Alp mußte ja an Wert gewaltig gewinnen.

Fünfmal ging der Melk mit dem Heiri hinauf. Jedesmal dachte Heiri, jetzt bekomme ich den Auftrag. Und immer wieder sagte der Bauer: „Muß mir das noch einmal überschlafen. Kannst mir dazu noch eine kleine Zeichnung machen, will schauen, ich gebe Dir dann vielleicht wieder Bericht.

Das war ein kitzliges Warten für den Heiri. Wenn der Vater fragte, wußte er

nicht recht Antwort zu geben. Am Abend beim Lampenschein zeichnete er und berechnete er. Dann und wann auch biß er nur in den Bleistift und schaute aufs Papier, zweifelte und studierte. Aber dann dachte er wieder an Madlens sichere Worte und dachte: „Auf Madlens Worte kann man auf Ehr vertrauen."

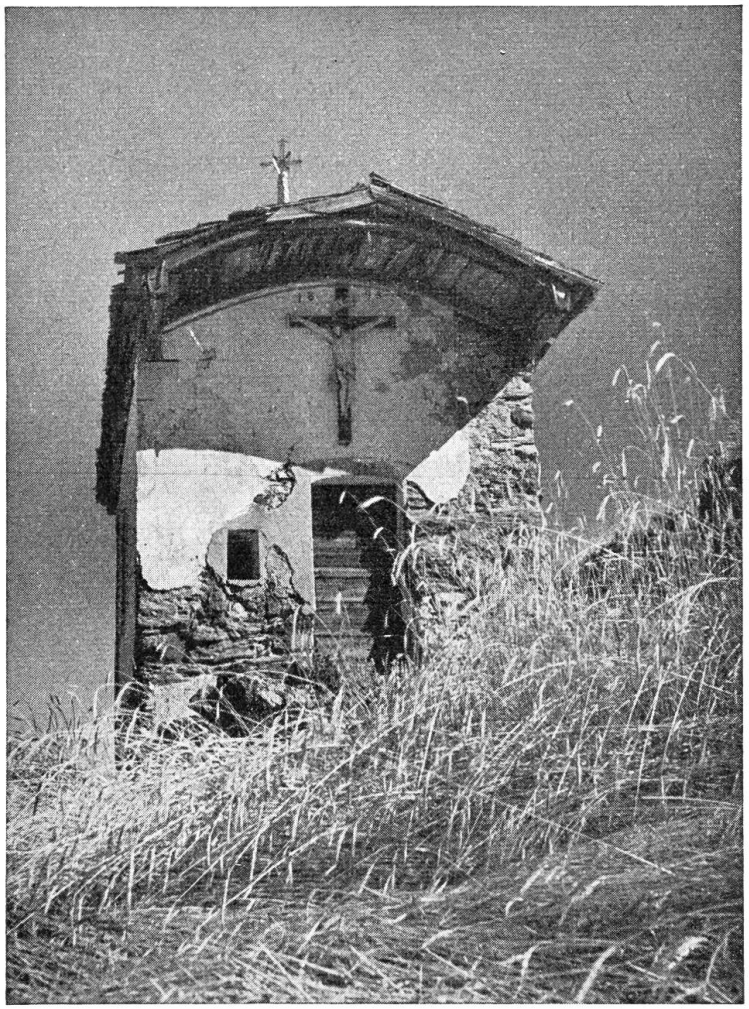
Wenn die Liebe in die Luft hinaus fährt.

Einmal wurde es doch wahr. Melk nahm ihn heim in die Stube. Sie setzten zusammen eine Schrift auf und beide unterzeichneten den Vertrag.

Nun kam Leben in Vaters Werkstatt. Heiri berichtete einem tüchtigen Arbeitskameraden, mit dem er lange in den Bergen gearbeitet hatte, machte Bestellungen nach allen Seiten. Er ging mit dem Schilt-Melk auf die Bank wegen dem Geld, zum Landammann wegen der Subvention. Hans mußte nur staunen, wie sein Sohn in all den komplizierten schriftlichen Arbeiten Kenntnisse erworben hatte, wie er mit den Maurern die Vorarbeiten vereinbarte.

Der Seiltransport mußte organisiert werden. Heiri war immer auf den Beinen. Er war wochenlang in der Alp. Wenn er heimkam, dann wollte er nie Feierabend machen. Natürlich mußte er auch immer wieder dem Schilt-Melk Bericht erstatten. Er benützte jeden Anlaß und jede gute Ausrede, um in das schöne große Bauernhaus im Schilt hineinzukommen.

Wenn er das Hagtürli aufmachte, schaute er mit besonderer Liebe auf die kräftigen Türliangel, die er damals mit so viel Begeisterung geschmiedet hatte. Und jedesmal konnte er feststellen, daß sie ächzten und jammerten beim Oeffnen und Schließen, so wie es der Melk gewünscht hatte. Es konnte auch der Fall eintreten, daß Heiri ein Stück von einer Speckseite aus dem Rauchkamin zu sehen und sogar unter die Zähne bekam. Daß ein Glas Most für ihn bereitstand, wenn der Melk auf ihn gewartet hatte.



Kapelle St. Martin im Wallis
Photo Rast, Fribourg

Nur fiel ihm auf, daß das Weibervolk im Schilt merkwürdig früh Feierabend machte und nirgendsmehr zu sehen war. — Wenn Madlen in der Alp war ging es nicht so früh schlafen, da blieb es auch beim Kartenspiel mit seinen Brüdern fast bis Mitternacht. Heiri hatte ihm manchmal zugeschaut und hatte nachher noch feststellen können, daß es dann nicht einmal schläferig war.

Die Arbeiten gingen dem Ende entgegen. Ein Fest sollte veranstaltet werden. Melk wollte am Donnerstag persönlich die erste offizielle Fahrt vornehmen. Wie bei einem

Aufrichtfest wollte man mit Wimpeln und Papierstreifen die „Fahrkabinen" schmükken. Madlen kam am Tage vorher mit diesem bunten Firlefanz auf der Alp an. Heiri hatte mit seinem Vorarbeiter, der ihm ein guter Freund geworden war eine Verschwörung angezettelt, Zeichen verabredet und geheime Vereinbarungen getroffen.

Als am späten Nachmittag Madlen von der Hütte weg zur kleinen Bergstation ging, war dort der Heiri und malte die Jahrzahl auf die Türe des Verschlages. „Komm, Madlen, schau einmal, die Sitzbänkli sind jetzt in die Transporthänger eingepaßt. Schau einmal, ob es bequem zum Sitzen ist." Madlen getraute sich nicht. Das leichte Gefährt schien ihm all zu sehr in die Luft hinausgehängt zu sein. Aber Heiri sprang hinein und demonstrierte mit Hin- und Herschwingen die Zuverlässigkeit und Solidität. „Komm, mach mir doch die Freude und sag mir, ob alles recht und auch bequem ist." Madlen zögerte: „Wenn aber unterdessen bei der unteren Station jemand hantiert?" „Siehst Du, Madlen, das haben wir alles ausgedacht. Wenn ich jetzt das große rote Tuch auslege, dann darf niemand die Bremse nur berühren, verstehst Du. Das ist Drahtseilbahn-Gesetz. Heiri schlug dreimal an das Seil und legte die rote Fahne aus. Dann wagte sich Madlen zögernd auf den Sitz. Heiri stieg auch hinein und setzte sich ihm gegenüber: „Ist das nicht wunderbar bequem? Siehst Du, damit kann man direkt in den blauen Himmel hineinfahren." Nur ganz wenig bewegte sich das Gefährt. Madlen stieß einen entsetzlichen Schrei aus und klammerte sich an der Sitzlähne fest. Die Bahn kam ganz sachte ins Gleiten und fuhr in die blaue Luft hinaus.

Heiri lachte: „Siehst Du, jetzt beginnt die erste Fahrt. Das habe ich jetzt schon seit Wochen ausgedacht, wie ich das möglich machen kann, daß Du und ich die erste Fahrt auf Deines Vaters Drahtseil machen. Nur keine Angst, Madlen! Schau da hinunter, das sind gut und brav dreihundert Meter bis zu dem silberigen Bach, da im Wald unten. Glaub mir, eher springe ich mit dem Kopf voraus da herunter, als daß ich Dir nur ein Häärlein krümmen lasse." Langsam kam wieder Farbe in Madlens Gesicht. Zögernd schaute es in die Tiefe und dann halb zornig, halb vergnügt in Heiris Gesicht. „Schau, jetzt fahren wir in eine Wolke hinein." Sachte versanken sie in dichten Nebel.

Die Fahrt wurde langsamer. Das Gefährt blieb stehen, mitten im Nebel in grausiger Höhe. Heiri lachte wie ein übermütiger Bub. „Das habe ich extra ausgedacht, damit wir einmal ungestört miteinander reden können. Weißt Du, hier kann uns kein Mensch zuhören. Und ich habe Dir schon lange Wichtiges zu sagen. Hier kannst Du mir auch nicht ausweichen, kannst nicht davonlaufen. Madlen, ich muß Dir einmal sagen, wie ich Dich lieb habe. Keinen Menschen hab ich so lieb wie Dich, und nie im Leben kann ich wieder jemand so lieb haben. Ich will Dich verdienen, Madlen. Ich will alles tun, daß Du mich auch so lieb haben kannst." Madlen starrte mit großen Augen zu ihm hin. Heiri redete in das nahe, von Angst und Ueberraschung verstörte Gesicht hinein: „Wenn Du mir sagst, daß ich keine Hoffnung haben kann, daß Du mich nicht genug gern haben kannst — dann mußt allein weiterfahren. Dann steige ich hier aus." Und als ob der wohlgesinnte Wind seine Worte bekräftigen wollte, trieb er unter ihnen den Nebel weg und zeigte den entsetzlichen Abgrund. „Soll ich aussteigen, Madlen?" Sie kamen wieder langsam in Fahrt. „Nein, Heiri, darfst nicht aussteigen." Dann schwiegen sie, bis beide an der Talstation auf sicherem Boden aussteigen konnten.

Heiris treuer Vorarbeiter streckte dem Mädchen die Hand entgegen und beglückwünschte es zur ersten Fahrt. Er lachte dabei wie ein Spitzbube. Heiri gab ihm verstohlen einen Puff in die Seite und sagte: „Hast's flott gemacht! Bist ein lieber Kerl."

Madlen und Heiri gingen zu Fuß in die Alp hinauf, aber ganz gemächlich, damit das so erschrockene Herz nicht Schaden nehmen könne.

Die Großmutter hat ein Ei gestohlen.

Eigenartig und unergründlich ist das Gemüt eines jungen Mädchens. Lebt es

wohlbehütet im Kreise der Familie, wächst es zart und schön wie eine Zierpflanze auf. Verbreitet Freude und Wohlbefinden um sich, lebt zum Glücke aller und erfüllt das Haus und darüber hinaus mit seinem Glück. Freut sich daheim und zusammen mit seinen Lieben zu sein, kann sich nichts erträumen, das schöner und ihm lieber wäre. Und plötzlich, auf ein Wort hin manchmal, durch das Feuer eines Augenpaares, aus einem kleinen Mitleid her, oder aus dem großen Uebekannten des Erwachsensein, im Schreck oder Jubel eines Augenblicks, bricht ein Gefühl hervor, das stark und mächtig wird. Das übersteigt, überwuchert, überjubelt alles, was bisher war. Die Ruhe ist verloren, die Freude wendet sich nur dem einzigen Ziele zu. Eine Sehnsucht zieht und lockt, die nur Erfüllung findet, wenn diese Liebe sich in des geliebten Augen widerspiegelt.

Madlen war ein glückliches Bauernkind. Es liebte das Land, die Arbeit in Haus und Feld, die Freiheit der weiten Matten, die Abgeschiedenheit des freistehenden Hauses und erlebte mit Begeisterung jede neue Jahreszeit. Nie hatte es daran gedacht, vom Schilt fortzuziehen, es sei denn in ein anderes Bauernhaus. Und nun flogen seine Gedanken ohne Rasten und Ruhen dem Dorf zu. Von der Matte aus suchte es mit den Augen der Rauch der Schmiede. Im stillen Feierabend horchte es auf den fernen Ton eines klingenden Hammers. Wenn es in die Zukunft hineinforschte, dann sah es in seinen Träumen nur ein liebes Gesicht mit leuchtenden, dunkeln, unergründlichen Augen.

Heiri malte die Jahrzahl auf die Hütte

Niemand ahnte, welch unbesiegbare Kraft in dem ruhigen Mädchen aufgebrochen war, nicht einmal Heiri wußte davon. Er kam ins Haus, ging zum Vater in die Stube, wegen den Abrechnungen, grüßte und war wieder fort. Madlen hörte vom Vater, daß er ein neues Projekt ausarbeite.

Heiri hatte über Hals und Kopf zu tun. Er wollte seinen Vorarbeiter den Winter über behalten. Er hatte Auftrag, eine bestehende Drahtseilanlage zu verstärken, nebenbei konstruierte er einen schweren Lastwagenanhänger, baute neumodische Fuhrwerke aus alten Automobilen. Oft mußte er dem Vater beispringen, wenn die Bauern beim Hufbeschlag besondere Wünsche hatten.

Manchmal wurde ihm Angst ob seinen vielen großen Unternehmungen. Er mußte dafür sorgen, für seine Aufträge zum Voraus Geld zu bekommen. Er hatte aus dem Verdienst Werkzeuge und ein eigenes Eisenlager angeschafft. Und andere tägliche Sorgen blieben nicht aus. Einmal kam der Ruedi weinend in die Werkstatt und rief: „Heiri, komm, Heiri, komm schnell! Die Großmutter hat ein Ei gestohlen!“ Heiri sauste die Stiege hinauf und traf Lina im größten Streit mit der Großmutter. Der Vater war nirgends zu finden. Heiri hatte wenig Geschick, seine Stiefmutter zu beruhigen.

Ein andermal suchte er im Zimmer seine Notizen. Er hatte doch alles zusammen in seiner Brieftasche versorgt. Suchte im Schrank, in der Kommode, in der Tischschublade. Ging in die Werkstatt, kehrte wieder zurück, schaute in die Küche hinein.

Da sah er eine Brieftasche offen auf dem Tisch liegen. Aber was noch schlimmer war: Madlens Brief lag nicht mehr darin. Ja, Sorgen hatte Heiri!

Die Großmuter nahm ihn auch oft ins Gebet: „Heiri, Du bist mir zu waghalsig. Du darfst nicht so leichtsinnig und lebensgefährlich in den Lüften herumturnen beim Drahtseilbau, wie ich wieder vernommen habe. Man soll Gott nicht versuchen. Einmal ist's genug, dann ist das Unglück da." Er aber schüttelte den Kopf und sagte: „Großmutter, das wäre kein großes Unglück. Glaub mir, schon oft, wenn ich in eine gruselige Tiefe hinuntergeschaut habe, ist mir der Gedanke gekommen, das wäre ein kurzes Ende, und dann würde kaum jemand um mich weinen, Du vielleicht, und der Ruedi noch." „Schäme Dich, so zu reden", schimpfte die Großmutter, „und dazu noch so scheinheilig zu tun. Sag mir, Heiri, ist nicht ein Mädchen irgendwo, das vielleicht länger noch als ich um Dich weinen würde?" „Wie meinst Du das, Großmutter?" „Weißt, Heiri, zum Lesen muß ich freilich eine Brille tragen, aber für die feinen Lebensfäden, die sich so von Mensch zu Mensch spinnen, habe ich noch exakte und scharfe Augen. Ich sage Dir, Heiri, das wäre ein guter Weg für Dich, aber Du wirst viel zu leiden haben, bis Du dort ankommen kannst. Ach, wenn ich mein Geld noch hätte, ich möchte Dir so von Herzen gerne helfen." Heiri stand am Fenster, schaute hinaus in das Schneetreiben, die Hände in den Hosentaschen vergraben und sagte: „Großmutter, mit Geld kann man alles haben, nur die Liebe nicht. Und wenn ich die Liebe habe, dann bin ich reich genug. Was dazu nötig ist, will ich schon verdienen." Er drehte sich schnell um, faßte sie an beiden Armen und sagte ihr: „Aber daß Du mir helfen möchtest, Großmutter, alles hergeben möchtest,das freut mich ins Herz hinein. Jetzt muß ich gehen. Aber heute abend komme ich und erzähle Dir die ganze Nacht hindurch."

Wie der Heiri kocht.

An einem Sonntag-Nachmittag saß Madlen in seinem Zimmer, vor sich einen angefangenen Brief, die Feder zum Schreiben bereit und schaute schon lange in den Frühling hinaus. Der warme Wind spielte mit dem jungen Laub.

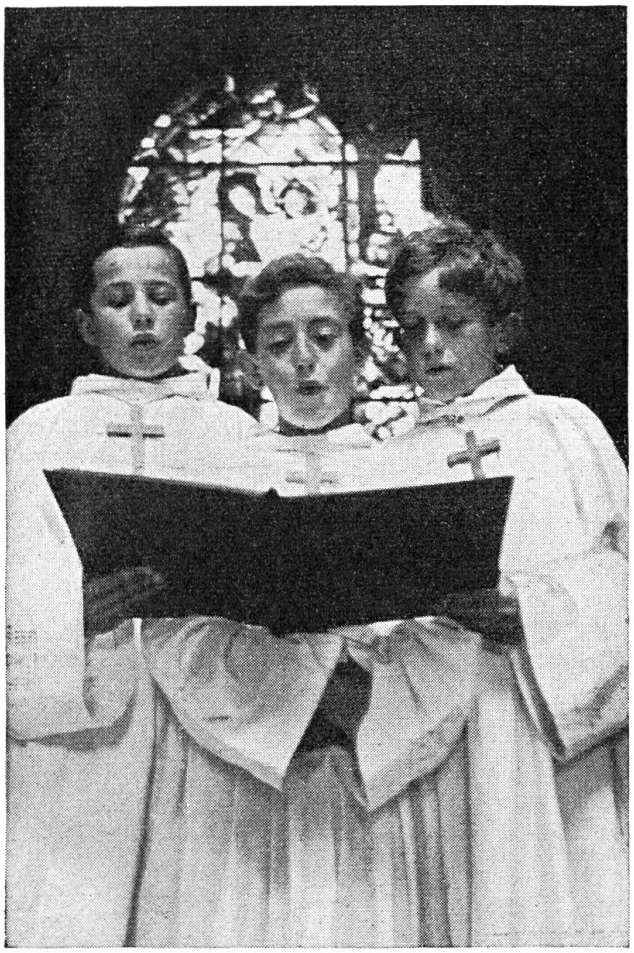
Ruhig sind solche Nachmittage im Bauernhaus. So recht dazu da, zu träumen und den Blick über die Hänge und Matten gleiten zu lassen. Fliegen summen. Das Holz knackt in der Wand, das jahrhundertalte Holz, das immer wieder den Frühling spürt. Vom Stall her kommt dann und wann ein Schellenklang und das Plätschern des Brunnens, sonst ist es still, wie ausgestorben.

Ein Käferchen marschierte über das Briefböglein auf dem Tisch, hinauf, hinüber und rundherum. Madlen schaute ihm zu, sah wie es auf dem Worte „Heiri" Halt machte, seine winzigen Flügelein auspackte und dann durch das offene Fenster davonflog. Madlen probierte weiter zu schreiben. Die Gedanken waren so schwer in harte geschriebene Worte zu kleiden. Was ihm so wunderbar aus Herz und Sinnen kam, sah auf dem Papier nüchtern und arm aus. Es schloß den Brief ein und ging vors Haus, die Matte hinauf, dem Wald zu.

Auf dem schmalen Waldweg traf Madlen den Heiri. „Was machst Du da", frug Madlen erstaunt. „Ich koche." Madlen schaute nach einem Feuer: „Wo kochst Du?" Heiri deutete auf seine Brust: „Da innen koche ich, da gramselts und brennts und kochts in mir. Eine Wut habe ich und weiß nicht, soll ich Bäume ausreißen oder Rinden abbeißen." „Du bist mir ein gemütlicher Spaziergänger." „Das ist leider nicht zu ändern. Wenn ich eine Wut habe, dann gehe ich in den Wald und brülle wie ein Ochs." „Brüllst Du schon lange?" „Seit dem Mittag." „Ich habe nichts gehört." „Weißt Du, am Sonntag brülle ich etwas weniger laut." „Machst Du das oft." „Nur in ganz verzweifelten Fällen. Was sagst Du dazu, wenn meine Großmutter ins Waisenhaus muß?"

Madlen blieb stehen, schaute mit unendlich traurigen Augen zu ihm auf: „Ist das Dein Ernst?" „Ja, wohin kann sie sonst", fragte Heiri", irgendwo ein Zimmer mieten und selbst kochen und ihre Haushaltung

machen, kann sie nicht. Ihre andern Verwandten sind alle in Uebersee oder gestorben." „Und dort, bei Euch bleiben? Warum muß sie denn fort?" „Schau Madlen, das ist entsetzlich, und grausam schwer, Dir zu sagen. Die Stiefmutter will sie aus dem Haus haben. Weißt Du, daß man mit Nadelstichen Menschen töten kann. So ist das bei uns. Und manchmal sind es nicht mehr feine Nadelstiche, sondern große schwere Wunden, die tief gehen und das Leben der Großmutter zur Hölle machen. Die Kinder wachsen in diesem Unfrieden heran. Der Vater versucht dann und wann wieder einmal den Meister zu zeigen. Es wird wohl für kurze Zeit besser, vielleicht für ein paar Stunden oder Tage, aber nachher kommt noch die Rache dazu. Ihm kann ich keine Schuld mehr geben. Er ist machtlos gegen seine junge Frau. Der von der Arbeit hart gewordene Mann hat sein gutes, weiches Herz behalten. Er gibt immer nach. Er wird auch nachgeben, bis die Großmutter aus dem Haus muß. Und dann wohin sonst?" — „Heiri, das darf nicht sein", sagte Madlen. „Heute war es wieder sehr schlimm", erzählte Heiri, „aber Du hast recht, das darf nicht sein." Sinnend schaute er auf das Mädchen: „Wie Du schön bist, Madlen, wenn Du traurig bist." Madlen wendete sich ab: „Laß mich, ich könnte weinen." Heiri nahm seine Hand: „Wenn ich Dich anschaue, dann vergeht meine Wut. Ich weiß keinen Rat, aber ich fühle, daß es gut wird. Madlen, Du bist wie Balsam, Du bist ein liebes, gutes Menschenkind. In Deiner Nähe kann ich nur glücklich sein. Madlen, ich will immer bei Dir sein." Ein Lächeln huschte über des Mädchens tiefernstes Gesicht: „Heiri, wie willst Du das machen?" Er machte sich groß: „Ich werde Erfolg haben, ich habe Pläne, neue Ideen, ich will arbeiten und schaffen ohne Nachlassen, ich werde frei, werde selbständig, werde mich durchsetzen, werde Dich von Deinem Vater erbitten. Und wenn ich Dich in Nacht und Nebel holen muß."



Die kleinen Gottessänger von Sitten

Begeisterte Röte trat in sein Gesicht. Ein Bild von Kraft und Mut, stand er da, mit Augen die vor Freude sprühten. Madlen schaute mit einem zarten, etwas boshaften Lächeln zu Heiri auf und sagte: „Und wenn ich nicht will!" Heiris Brauen zogen sich finster zusammen, nur eine Sekunde lang, nur bis er erkannte, wie boshaft das feine Lachen mitklang. — Madlen kam mit Ausweichen schon zu spät, mußte nun wirklich erfahren, was das bedeutet, wenn der Heiri sagt: „Ich will!" Mit einem Griff und Schwung wurde es in seine Arme gepackt und gewiß einen Schuh weit vom Boden gehoben, an der breiten Brust zerdrückt. Sein Kopf war wie in einen Schraubstock eingespannt und ein Kuß brannte auf seinen Lippen voll Schmerz und Seligkeit. Madlen strampelte mit den Beinen, schlug mit den Schuhen gegen Heiris Schienbeine. Aber auch bald erlöschte dieser wilde Widerstand.

Da es wieder auf den Boden zu stehen kam, kehrte Madlen ihm den Rücken zu, lehnte sich an den Stamm einer Buche: „Heiri, das darfst Du nie mehr tun.“ Ganz außer sich und traurig sagte es: „Wir dürfen das nicht. Du weißt doch, daß wir keine Möglichkeit haben.“ Heiri nahm Madlens müde Hand.“ Ja, aber wir haben einen lieben Gott, und der ist so allmächtig, da machst Du Dir gar keine Vorstellung. Wenn wir uns so ganz fest lieb haben und zu ihm und wir zueinander felsenfest Vertrauen haben, dann zeigt er uns den Weg in unser Glück. Aber fest lieb haben, das ist die Bedingung.“ Heiri sprach das so ernst, so voller glühender Ueberzeugung, daß Madlen ihm glauben mußte.

Wie der Vater in den Himmel kommt.

Der Schilt-Melk stieg mit seinen zwei Söhnen zur Alp hinauf. Das war ein weiter Weg. Die Frühlingssonne schien bleich und machte müde. Vier Stunden waren sie schon gegangen. Bald kamen sie zum Drahtseil. Wenn alles in Ordnung war, konnten sie vielleicht mit dem Drahtseil fahren und die mühsamste Strecke ersparen. In der Talstation war die Seilhütte gut verschlossen, und wie sie sahen, gut im Stand. Sie überlegten noch, ob sie nicht doch für s'erste Mal zu Fuß gehen wollten, um zuerst oben nachzusehen, ob alles sicher und gut überwintert sei.

Der Nebel strich den Bergwänden nach. Sie sahen für einen Augenblick die obere Seilhütte wie den Kopf einer Gemse über den Felsen hinausschauen. Sahen den Lawinenschnee liegen, wo ihr Weg durchführte. Das schien ein böser Aufstieg zu werden. Die Versuchung war zu groß.

Der Schilt-Melk war schließlich kein Angsthase. Er montierte den Sitz in den Anhänger und stieg ein: „He, Buben, laßt schön langsam laufen!“ Herrlich bequem, geradezu feierlich fuhr der Melk auf seinem freischwebenden Thron in die Luft hinauf, in den Nebel hinein. Die beiden Schilt-Buben freuten sich, wieder am Seil, an der Bremse hantieren zu können, freuten sich, wie das so herrlich funktionierte. Ließen ein wenig schneller laufen. Wollten schon anfangen mit Plagieren, wie dumm es doch gewesen wäre zu Fuß zu gehen. Da spürte der Toni einen leichten Ruck: „Du, hörst Du nichts. Einen merkwürdigen, eigenartigen Klang hat heute das Seil. Das war doch im Herbst nicht so?“ „Mir scheint auch, an der Bremse machts: zuck, zuck, zuck.“ „Toni fühlte am Tragseil, hier merkt man nichts. Aber die Sache scheint mir nicht so recht im Blei zu sein.“ „Ich mache Halt, dann lassen wir den Vater wieder herunter.“ „Gut, einverstanden.“

Toni bremste ab. Ein Ruck und ein Schlag. Toni wurde auf die Seite geschleudert. Das Zugseil sprang aus dem Rad, schlug die Bretterwand in Stücke. Balz floh in den Wald. In der Luft ertönte ein Sausen und Kreischen, das immer heftiger wurde und immer näher kam. Toni sprang auf und davon. Aus dem Nebel her sauste ein mit Steinen beladener Hängewagen auf die Hütte zu und zerschellte. Das Tragseil schwang und schwirrte in der Luft. Dann war alles still. „Wo ist der Vater?“ Die Buben riefen. — Keine Antwort. — Sie starrten mit toderschrockenen Augen in die Luft hinauf.

Die beiden Tragseile stachen wie lange Spieße in den Nebel hinein. „Vater! Vater!“ Grausige Stille. Nur aus der Ferne vernahmen sie das heisere Krächzen eines Raubvogels.

Die beiden Söhne wußten keinen Rat. Sie liefen den Berg hinauf, bis sie an den Abgrund kamen, riefen und riefen, suchten im Wald. Einer rannte hinauf, der andere gegen den Bach hinunter. Jeder hörte den andern rufen. Der Nebel wurde dicht und trüb.

Sie kamen wieder zusammen, der Toni und der Balz. „Hast Du etwas gefunden? etwas gehört?“ Keine Spur, nur das Zugseil, das ein Stück weit am Boden lag und dann auch hinauf in den Nebel hinauf verlief. „Also muß Vaters Wagen noch am Tragseil hängen. Aber wo?“ „Und ob er noch drinn ist, bei dem Schlag oder im Tobel unten liegt, zerschlagen und vielleicht tot.“ „Wie lange haben wir laufen lassen? Wie weit mag er wohl sein?“ Balz lief wieder dem Zugseil nach.

Nun kam der Wind vom Berg her. Balz meinte etwas gehört zu haben. Er blieb stehen und lauschte. Aber sein Herz klopfte und hämmerte, daß er nichts vernehmen konnte.

Und doch — — was war das? Eine Stimme? „Heeeeh!" Und noch einmal: „Heeeeh!" Balz rief: „Vater, Vater." „Vater, Va-ter", tönte es aus dem Nebel von der Bergwand zurück und dann wieder: „Heeeeh!" „Vater wo bist Du!" Dann hörte er ganz deutlich: „Toni, Balz — —."

„Vater, wo bist Du?" „Im Himmel!" hörte er den Vater rufen. Bergwind trieb den Nebel weg. Sie sahen den Vater hoch in der Luft schweben. Er saß ruhig auf seinem Sitz. Hatte den Rucksack auf den Knien, das Messer in der Hand und das große Stück Speck. Er winkte ihnen zu und rief: „Geht, holt Leute, man muß hinauf. Muß schauen, daß man mich hinunter lassen kann! Es ist kalt da oben. Toni, hol Du den Heiri!" Balz war bleich wie ein Leintuch: „Gott sei Dank", sagte er, Gott sei Dank! Mir steht das Herz still." Dann liefen sie über Stock und Stein, um Leute zu holen. Auch sandten sie vom ersten Heimen aus einen Boten zum Heiri.

Spät am Abend kam der Bote in die Schmiede und wollte den Heiri. Er sei nicht da. Er sei mit dem Velo fort. Vielleicht sei er im Dorf. Man suchte den Heiri in den Wirtschaften, in allen Häusern. Niemand hatte ihn gesehen. Niemand wußte, wo der Heiri sei. Sonst hatte er doch immer Bericht zurückgelassen. Nur heute früh, da er fortgefahren war, hatte er so geheimnisvoll getan. Die Kunde verbreitete sich im Dorf. Die Großmutter war halb gelähmt vor Schrecken. Im Schilt war das Entsetzen und die Angst übergroß. Wenn nur der Heiri dagewesen wäre! Wo konnte nur der Heiri sein?

Nidwaldner Trachten-Mädchen im Jahre 1830
(nach einem alten Stich)

Schlaf wohl Mutter Helvetia.

Heiri saß in einem andern Dorf in der Hinterstube der Wirtschaft „Zum schwarzen Ochsen" und aß mit einem gutgekleideten Herrn durchzogenen Bauernspeck, trank feinen Wein und rauchte eine dicke, schwarze Zigarre. — Dieser Herr sprach mit dem Heiri wie ein Freund, schenkte ihm ein und bestellte wieder nach. In der Nacht brachen beide auf und gingen fort. Kurz vor Mitternacht kam Heiri allein in den „Schwarzen Ochsen" zurück. Oder besser gesagt, er kam nicht ganz allein zurück, denn er hatte ein kleines Räuschlein bei sich, ein übermütiges, lustiges Alkoholteufelchen. Er hätte am liebsten die ganze Welt umarmt. Singend kam er in die Wirtsstube, den Hut ganz hinten am Kopf, eine Brissago im Mund, nahm die alte Wirtin in die Arme und tanzte mit ihr in der Stube herum. Diese schimpfte und zetterte und sagte: „Junger Lappi, benimm Dich, hast denn keinen Respekt vor dem Alter." „Das schon", sang Heiri, „aber in der Not frißt der Teufel Fliegen." „Du Unflat, führ Dich hier anständig auf, dort hinten sitzt ein Regierungsrat." „So, so", sagte Heiri, ließ die Alte stehen und setzte sich zu dem Herrn Regierungsrat: „Guten Abend, Herr Regierungsrat, ich bin der Heiri, der Schmied.

Das sag ich, damit Ihr wißt, mit wem Ihr es zu tun habt. Ein freier Mann, ein freies Wort. Mit Euch möchte ich nicht tauschen." Der Herr Regierungsrat schaute halb lachend den lustigen Schmied an. „Herr Regierungsrat, wißt Ihr warum? Das will ich Euch sagen. Ihr habt Euch zu den eigenen Sorgen noch die vom Kanton aufgeladen. So viel auf dem Buckel zu haben, das drückt. Da tut Euch gewiß der Rücken weh, das ist nicht angenehm beim Liegen. Darum müßt ihr so lange aufbleiben. Das aber drückt wieder auf das Nervensystem. Dabei verliert man den Humor und wird gallig." „Kannst recht haben", sagte der Regierungsrat gnädig. „Jawohl, tauschen möchte ich nicht mit Euch, aber wenn Ihr mir ein Zündhölzli geben wollt, dann danke ich Euch, denn am Feuer in meiner Brust kann ich die Brissago nicht anzünden. Heute muß mir ein Rauch vor den Augen aufsteigen, heute ist ein entscheidender Tag. Von heute an geht es obsi mit dem Heiri. Jawohl, Herr Regierungsrat."

Dann bestellte er einen dreispännigen Kaffee und fuhr im gleichen Ton mit seiner Unterhaltung fort. Die Wirtin bot Feierabend. Heiri sagte: „Schaut einmal, Herr Regierungsrat, jetzt müßt Ihr heimgehen. Warum? Ihr seit ein Mann der Pflicht. Ich gehe dann auch heim, aber erst später."

Heiri half dem Herrn in den Mantel, begleitete ihn vor die Haustüre, sagte: „Auf Wiedersehen, Herr Regierungsrat, hat mich sehr gefreut und nichts für ungut, weil ich heute ein Fest habe." Drinnen bestellte er noch den allerletzten dreispännigen Kaffee. Die Wirtin wollte nichts davon wissen. Heiri bediente sich selbst und füllte aus drei, vier Flaschen das Kaffeeglas mit Schnaps auf. Er nahm das Bild der Helvetia von der Wand, legte es auf den Tisch, deckte sie bis an den Hals mit einem Handtuch zu und sagte: „Schlaf wohl, Mutter Helvetia, jetzt mußt Du auch schlafen, kannst auch nicht immer langweilig an der Wand stehen, sonst kommst Du von Kräften. Deine Söhne aber wollen Dich munter sehen."

Die müde alte Wirtin wollte ihn hinausbugsieren. Heiri nahm seinen Geldbeutel: „Hier, gute Frau, drücke ich Euch einen Fünflieber in die ehrliche Hand, gebt mir eine Zwanzigernote zurück, dann stimmts mit samt dem Trinkgeld und ihr geht als Wohltäterin in den Himmel ein."

Endlich hatte sie ihn vor die Haustüre spediert und sagte: „Mach, daß Du gut auf Dein Velo hinauf kommst! „Jäsooo", meinte Heiri beleidigt, „warten Sie gnädige Frau", er schaute suchend um sich", ich mache Euch auf Euerem Wirtshausschild einen Handstand", sprang an die weit gegen die Straße hinausragende „Wirtschaftstaffäre" hinauf und wollte daran turnen. Der alte rostige Schild aber ließ nach, ob so schwerer Last und stürzte samt dem Heiri zu Boden. Das gab ein Gejammer und Gejausel. Aber Heiri war nicht verlegen: „Bitte, liebe Dame, nur keine fremdländischen Ausdrücke. Da habt Ihr wieder einmal Glück gehabt, hätte das der Herr Regierungsrat gemacht, dann hättet ihr kein Wort sagen dürfen. Bei mir ist das Gegenteil der Fall. Ihr schimpft wie ein Rohrspatz und ich flicke Euch den Schild höchst persönlich, gratis und franko per Eilfracht. Geht jetzt in Euer Himmelbett, und wenn Ihr dreimal geschlafen habt, dann hängt der Schild am selben Ort, aber bitte schön solid." Heiri nestelte mit einer Schnur und einem Draht, band sich den Wirtshausschild „Zum schwarzen Ochsen" auf den Rücken, gelangte unter großen Schwierigkeiten auf sein Velo und fuhr, die ganze Straßenbreite benützend, in die Nacht hinaus.

Zuerst ging alles gut. Er jodelte, er sang, er sprach mit sich selbst wie ein Buch. Bei der kleinen Brücke muß er irgendwie mit der Taffäre am Geländer gestreift haben. Er verlor das Gleichgewicht und stürzte in den Graben. Er fiel auf den Rücken. Der Wirtschaftsschild kam auf ihn zu liegen. Die Schuhe streckte er ins Bächlein hinein. Der Kopf ruhte auf einem weichen Grasbüschel. Die übrigen Körperteile betteten sich im weichen Schmutz ein. Heiri murmelte noch etwas von einem krummen Bett und von schwerer Decke. Er zog den Schild bis an den Hals hinauf. So schlief er selig ein.

Lange Zeit später kam der Mond. Noch später kam ein einsamer Velofahrer, sah

im Graben einen Mann liegen. Er stieg vom Rad, schaute über das Geländer und las: „Zum schwarzen Ochsen.“ Er stieg zu ihm hinunter, erkannte den Heiri, hörte und sah wie er schlief. Er zog ihm die Füße aus dem Wasser, nahm ihm die abgebrochene Brissago aus dem Mund und ließ ihn glücklich weiter schlummern. Andere späte und ganz frühe Radfahrer kamen und fuhren vorbei und lachten aus vollem Halse über diese köstliche, nächtliche Gratisvorstellung. Vor dem ersten Morgengrauen weckte die Kälte den Heiri.

Nicht gerade elegant und großartig kam der Langersehnte heim.

Was die Angst berichtet und was der Neid erzählt.

Im Schilt war eine entsetzliche Aufregung. Die Mutter wollte auf die Nachricht hin sofort, noch in der Nacht in die Alp hinauf. Madlen war schon dreimal auf dem Weg gegen das Dorf soweit gegangen, bis es die Lichter in der Schmiede sah, hatte lange gewartet und immer geglaubt, es müsse den Heiri kommen sehen und dann fort gehen. Ihm war unendlich Angst um den Vater und zugleich das Herz voll Weh und Trauer. Denn das war nun sicher und gewiß, nun war keine Hoffnung mehr. Nachdem Heiri's Drahtseil-Konstruktion sich so schlecht bewährt hatte, durfte es nie mehr mit einem Gedanken daran denken, daß der Heiri und der Vater einmal einig werden könnten. Zuhause fand es die Mutter in Herzkrämpfen. Das war eine lange, eine schreckliche Nacht.

Bündner-Haus

In den Wirtschaften im Dorf wurde viel geredet. Der Bote, der überall den Heiri gesucht hatte, verbreitete zugleich auch in alle Häuser die Unglücksbotschaft. Viele machten ernste Gesichter. Der Melk im Schilt war ein angesehener Mann, ein beliebter Mann. Nach den herumschwirrenden Gerüchten war er bereits tot oder doch so zugerichtet, daß er sein Leben lang ein Krüppel blieb. — Manch ein neidischer Alleswisser wollte nun immer prophezeit haben, daß Heiris Drahtseilbauerei mit einem Unglück enden müsse. „Da hat er jetzt seine Wichtigtuerei, der Großhans, jetzt kann er gratis ein neues Drahtseil bauen. — Jetzt — das ist doch immer noch während der Garantiezeit. Dann aber kann er seinen Laden zumachen. Wer will noch ein solches Lotterseil? Wäre er bescheiden beim Vater geblieben, aber nein, der Größenwahn hat ihn ins Unglück gebracht.“

Der Vater Hans war selber auf die Suche gegangen nach dem Heiri. Und da er ihn nirgends gefunden hatte, war er in der Nacht mit dem Vorarbeiter in den Wald, gegen den Berg, in die Alp hinaufgegangen. Die zwei haben nicht viel geredet. Wortlos sind sie stundenlang dem Schein der Stallaterne nachgegangen.

Die Mutter saß in der Küche und wartete auf den Heiri. Sie konnte nicht schlafen gehen, denn sie wollte ihm möglichst schonend die Nachricht geben. Ruedi hatte auch aufbleiben wollen. Längst war er auf Mutters Schoß eingeschlafen. Seine ruhi-

gen Atemzüge hatten dann nach und nach auch auf Mutters Augen den Schlaf herabgezogen. Im obern Stock saß die alte Großmutter und betete den Rosenkranz. Manchen Psalter hatte sie neu begonnen, auf jedes Geräusch hin war sie aufgeschreckt, hatte aus dem Fenster geschaut, leise seinen Namen gerufen.

Heiri kam heim. In der Küche und bei der Großmutter sah er Licht. „Die haben auch ein Fest", dachte er. Und dann: „Ist wohl der Ruedi krank?" Vorsichtig und ohne Geräusch stellte er den Wirtshausschild und das Velo an die Hauswand. Er spürte den Schmutz an Hosen und Rock, besah sich im Lichtschein, der aus dem Fenster fiel. Heiri schüttelte den Kopf: „Mit diesem Sonntagskleid habe ich Pech." Er packte seine Taschen aus: einen windelweichen Geldsack, die Pfeife war voll Dreck, der Tabak wie ein Krottenmalter. Er trat an den Brunnen und wollte die Kleider etwas waschen. Da kam die Großmutter aus der Haustüre und sagte ihm alles. Die Mutter kam und berichtete, der Ruedi weinte schlaftrunken und frierend. In ein paar Augenblicken war Heiri in andern Kleidern und auf dem Weg.

So ein Kamel!

Auf dem langen Weg in den Morgen hinein, trotz dem schnellen Schritt, der atemlosen Eile hatte Heiri Zeit, zu denken und zu überlegen.

Er kam in Sonnenglanz des Vormittags bei der unteren Seilstation an. Viele Leute waren versammelt. Alle verstummten und machten ihm Platz. Er warf einen Blick auf den Haufen Trümmer und Eisenteile, warf den Rucksack ab und den Rock, dann fragte er: „Wo ist der Melk?" Drei vier Mannen gaben zugleich Auskunft. Er sei mit den Buben in die Alp hinauf. — „Dann geh ich auch. Aber zuerst will ich wissen —." Heiri suchte lange in den Trümmern. Die Mannen begannen langsam zu erzählen, zu berichten, wie man den Melk endlich langsam habe herunterlassen können. Heiri fragte nicht. Mit verbissener Wut suchte er und grub er in dem wirren Haufen. Plötzlich richtete er sich auf, schaute jeden einzelnen durchdringlich an. Er fragte: „Wer von Euch ist von Anfang an da gewesen?" Der Mann meldete sich. „Hat hier an dem Haufen unterdessen jemand gearbeitet, mit Werkzeugen hantiert?" „Nein, niemand." „Könnt Ihr für einen guten Taglohn hier bleiben, und noch einer. Aber keinen Augenblick weggehen, nicht eine Sekunde, bis ich von droben zurückkomme. Es darf kein Mensch an dem, was da liegt, etwas machen." Er gab beiden die Hand: „Auf Ehr und Eid, keinen Augenblick weggehen. Ich will das Euch gut belohnen und danken." Dann ging Heiri in die Alp hinauf.

Ohne auf sein heftiges Herzklopfen zu hören, ohne auf den hastig pfeifenden Atem zu achten, lief Heiri den steinigen, krummen Weg hinauf, über den Lawinenschnee in die Alp. Er nahm nicht den Weg gegen die Hütte zu. Er eilte zur oberen Seilstation. Kein Mensch war dort. Die Hütte sozusagen intakt. Heiri sah, daß das gerissene Zugseil immer noch in der automatischen Bremse hing. Seine Konstruktion hatte trotz der grausigen Belastung nicht nachgelassen. Er blieb lange in der Hütte. Dann kam er an die Sonne hinaus, müde und ganz zerschlagen. Er setzte sich auf einen Stein, nahm den Kopf in beide Hände und blieb lange so in sich zusammengesunken sitzen. Er fühlte sich kaum mehr fähig die kurze Strecke bis zur Hütte zurückzulegen. Jetzt, da er wußte wie es geschehen war, spürte er das Nachlassen der ungeheuren Spannung, die Müdigkeit des rücksichtslosen Rennens und den gestrigen Rausch. „Ich Esel, sagte er sich, „hätte hier sein können und hätte Madlens Vater in den Händen gehabt, hätte ihn auf Tod und Leben in den Händen gehabt. Unterdessen liege ich besoffen im Graben. Ich bin ein Kamel. Nicht nur ein Kamel, eine ganze Menagerie."

Am Herdfeuer und im Lawinenschnee.

Heiri ging endlich schwerfällig und unsicher auf die Hütte zu. Drinnen saß der Melk am Herdfeuer und starrte in die Glut. Heiri sagte: „Guten Tag." Keine Antwort kam. Heiri setzte sich auf einen Holzstock am

Feuer. Er konnte die Worte nicht aussprechen. Er wußte nicht wie anfangen. Er sagte: „Melk, das Unglück hat Euch — —." Melk fuhr ohne aufzuschauen fort: „Hat mich noch einmal verschont."

Lange sprach keiner von beiden, dann begann der Melk wieder: „Aber weißt Du was, Heiri? Kalt habe ich, immer noch kalt. Habe bis in die Knochen hinein gefroren in der Nacht, in der Luft oben. Darum sitze ich hier am Feuer." Heiri nahm ein Scheit und stocherte in der Glut, dann warf er es in die blauen züngelnden Flammen. Ein heller Schein leuchtete auf. Das Feuer wurde lebendig. Heiri frug endlich: „Wißt Ihr, warum das Zugseil gerissen ist?" „Wie meinst Du das?" Heiri sagte langsam aber bestimmt, jedes Wort hart betont: „Das Seil war angefeilt, fast gar durchgefeilt. Man muß die Polizei kommen lassen." Melk schaut auf, sah in Heiris hartes Gesicht, das vom Flammenschein unheimlich belebt war, starrte ihn lange, unbeweglich, mit scharfen, stechenden Augen an. Dann sagte Melk bedächtig: „Das ist viel gesagt, Heiri." „Es ist wahr,", entgegnete Heiri, „Ihr könnt beide Enden anschauen, unten und oben. Ich habe eine Wache dort gelassen, daß niemand dazu kann."

Drinnen saß der Melk am Herdfeuer und starrte in die Glut

Melk fing endlich an zu reden: „Das weiß ich nicht.Das kann ich mir nicht ausdenken. Aber etwas habe ich gesehen, da oben, wie ich zum Seil heraufkam, Heiri. Ich habe gesehen, daß Deine Konstruktion gut war. Im andern Fall wäre ich jetzt im Tobel und tot." Melk stand auf, gab dem Heiri die Hand, ging voraus aus der Hütte und gegen das Seil hinauf.

Heiri stapfte schweigend hinter dem Melk her. Er blickte lange auf die Seilstation, auf das große Rad für das Zugseil, auf die Verstrebungen und Pfeiler, die er mit so vielen Hoffnungen gebaut. Der starke junge Mann war dem Heulen nahe.

Melk untersuchte unterdessen das abgerissene Ende des Zugseils. Er nahm sich dazu viel Zeit. Endlich schaute er auf und sagte zum Heiri: „Dir oder mir, hat jemand da einen bösen Streich spielen wollen. Mich hat ein Schutzengel behütet. Und Du mußt jetzt schauen, wie Du Deinen guten Namen als Drahtseilbauer wieder herstellen kannst." Heiri schwieg. Melk klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Kopf hoch! Komm mit, wir gehen hinunter."

Sie gingen über Schnee, über braunen aperen Boden, gegen den Tobelbach hinüber, über Lawinenschutt. — Heiri war wie zerschlagen. Der Mann, der vor ihm herging, groß und breit, ruhig wie wenn sich kaum etwas Sonderbares ereignet hätte, dieser Mann hielt seine Zukunft in der Hand. Ihm kam auch plötzlich in den Sinn, daß dieser Mann, wenn er ins Tal hinunter kam, von den Leuten hören werde, daß er im Rausch im Graben gelegen sei.

„Jetzt geht alles in die Brüche", dachte Heiri, „und ich bin selber schuld." Aber zu innerst in einem Winkel seines Herzens erwachte sein zäher Mut wieder. Statt dem weinerlichen Würgen in der Kehle plagte ihn bald eine verbissene Tollkünheit. Sie mußten über Steine, Schmutz und Schneehaufen klettern.

Melk wollte etwas rasten und setzte sich. Heiri stellte sich breitspurig vor ihn her und sagte: „Melk, Ihr könnt mich zu Grunde richten oder ins Glück hineinlüpfen. So wie Ihr jetzt wollt, wird mein Leben sein." Melk meinte: „Mache keine langen Sprü-

che. Soviel hat ein Mensch nicht in der Hand. Da sagt der Herrgott immer das letzte Wort. Verstehst das." Heiri fing ganz leise zu reden an: „So, wenn Ihr so denkt, dann will ich jetzt zu ihm und zu Euch Vertrauen haben und Euch bitten. Wenn die Leute sagen, ich hätte Euch ein Lotterwerk von einem Drahtseil gebaut, dann helft ihr mir, und sagt allen Leuten wie die Wahrheit ist." Melk schaute auf: „Brauchst keine Angst zu haben, ich weiß, was Deine Arbeit wert ist, und Du. Ich bin diese Nacht stundenlang in Todesgefahr gehangen. Ich weiß jetzt, was ein Leben wert ist. Werde für die Wahrheit und für Dich einstehen, immer, darauf kannst Du zählen. Ich bin der Melk, wenn der etwas sagt, dann ist es so. Die Leute wissen das."

Heiri wurde rot im Gesicht: „Aber das ist noch nicht alles. Ich bin mit meinem Bitten noch nicht zu Ende. Weil ihr so gut, wie ein Vater zu mir seit, kann ich das nicht mehr länger verstecken. Euer Madlen und ich, wir wollen mit Euerer Erlaubnis einmal heiraten. So fest habt Ihr mich in der Hand." Melk erhob sich. Er schaute hinauf, wo sie weitergehen könnten, zurück, wo sie herkamen, sah daß er auf keine Seite schnell davonkam. Er blieb stehen. Heiri wich keinen Zoll zurück. Nahe standen sich die vier Augen. „Das muß ich sagen, Heiri. Du hast Mut." Jeder hielt des andern Blick aus. Melk fuhr fort: „Und dumm bist nicht. Ich habe das Madlen auch gern, verstehst. Und ich will sicher sein, daß das Madlen ein gutes Leben bekommt." Heiri wagte das Letzte und sagte ruhig: „Dann ist es gut. Auch ich will nur, was Ihr wollt, daß das Madlen ein gutes Leben bekommt. Dafür will ich meine Kraft und mein Leben einsetzen. Und das soll mir mit Euerem Segen und Gottes Hilfe gelingen." Melk verzog sein Gesicht, als wollte er etwas Böses und Gemeines sagen. Er schaute überlegend über Heiris Kopf in die Luft. Da sah er hoch über dem Tobel das Drahtseil in der Luft. Sein Blick wurde weniger hart. Seine Züge glätteten sich. Er legte dem Heiri seine schwere Hand auf die Schulter und sagte: „Ich will mit Dir einmal ernst darüber reden. Komm jetzt!" Heiri stieg voraus über die Lawinentrümmer. Es kam vor, daß der Junge dem Alten die Hand bot und half. Ohne viele Worte kamen sie so aus dem Graben, gingen zur Seilstation hinunter und dann zu Tal.

Die Mutter im Schilt jammerte und suchte in ihrem Elend einen Sündenbock, dem sie die Schuld an dem Unglück zuschieben konnte. Man hätte dem Heiri nie das Drahtseil übergeben sollen. Sie habe den Vater nie begreifen können. Madlen tröstete, man wolle doch jetzt zuerst abwarten, bis von der Alp ein zuverlässiger Bericht komme. Die Mutter jammerte weiter. Der Vater habe in so wichtigen Sachen nie auf sie gehört, nun sei das Unglück da.

Die Magd kam vom Dorf zurück und erzählte, alle Leute hätten nur von dem Unglück gesprochen. Man habe ja voraussehen können, daß das nicht gut herauskommen könne, wenn ein Dorf-Schmied und dazu noch ein junger, unerfahrener, sich an eine so große Anlage heranwage. Aber der Heiri habe immer den Größenwahn im Kopf gehabt. Die Leute im Schilt werden nun wohl genug haben von dem schönen Heiri.

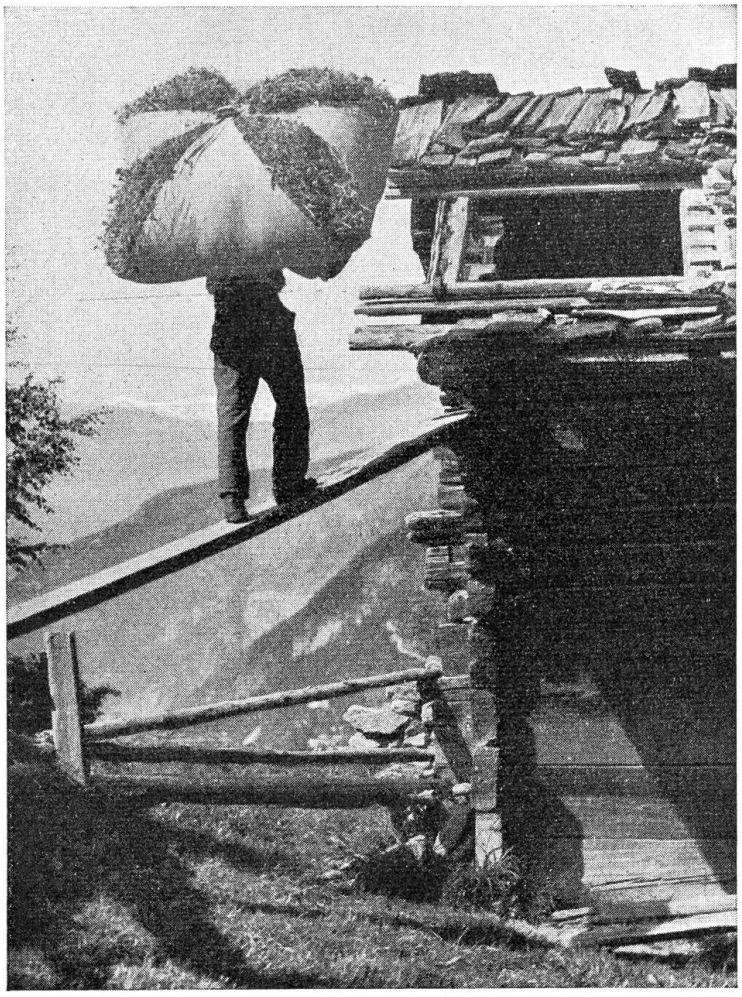
Ein Knecht konnte erzählen, warum man den Heiri in der Nacht nirgends gefunden habe. Solche Großunternehmer, wie der Heiri einer sein wolle, pflege man sonst eben nicht im Riedbachgraben zu suchen. Mit besonderem Vergnügen berichtete er von Heiris glücklichem Schlaf, und wie er schön angeschrieben als „schwarzer Ochs" dort gelegen sei.

Das war nun zuviel. Madlen konnte sein Weinen nicht mehr verbergen, konnte nicht mehr lächelnd zuhören. Es stieg in seine Kammer hinauf, warf sich auf's Bett und ließ seinen Tränen freien Lauf. Wie tief in sein Herz hinein drang doch dieser Schmerz, hitziger als glühendes Eisen, brennender als offene Wunden. Wie oft war es in diesen Kissen wach gelegen, hatte die Vernunft heraufbeschworen, um die Sprache des Herzens zu bändigen. Wie oft hatte es sich wiederholt, daß seine Liebe zum Heiri sinnlos und aussichtslos sei. Nun war es so weit gekommen, daß alle Wege versperrt waren. Ihm blieb nur das Unglück und der hoffnungslose Schmerz.

Während Madlen die Kissen zerwühlte, kam Heiris Vater ins Haus und berichtete, daß der Melk gesund und munter und das Drahtseil wohl gut reparierbar sei.

Von einem geheimnisvollen Wunderding.

Die nächsten Tage waren nicht besonders heimelig im Schilt. Melk war nicht eben gesprächig. Er blieb viel in der Stube und hantierte mit Geschriebenem und Papier. Wenn jemand einmal ein paar Stunden sein eigenes Ende Aug in Aug betrachtet hat, kommt ihm mancherlei in den Sinn, was er ordnen und verbriefen möchte. Madlen ging nicht gerne an der Stube vorbei und noch weniger gern hinein. Ein unbewußtes Gefühl in ihm hatte Angst vor dem Vater. Den Heiri sah es nie. Er war in der Alp geblieben oder sonstwie fort vom Dorf. Madlen war froh, wenn es am Abend früh und ungefragt in sein Zimmer hinauf verschwinden konnte.



Ein Eifischtal-Bauer trägt sein Emd ein

An einem solchen Abend lag es auch bis tief in die Nacht und träumte, ohne zu schlafen. Plötzlich hörte es einen dumpfen Schlag an seinen Fensterladen. Madlen schaute gegen den schwachen Schein, der von seinem offenen Fenster herkam und horchte gespannt. Nochmals ein solcher Schlag und ein Geräusch als ob ein schwerer Gegenstand außen an der Hauswand durch die Zweige der Spalierbäume fiel.

Wenig später hörte es ein Poltern auf seinem Zimmerboden. Madlen sprang ohne ein Geräusch aus dem Bett. Zündete ein Streichholz an und fand einen in Papier gewickelten Stein. Im Schein des flackernden Lichtleins las es: „Ich warte Dir die ganze Nacht beim großen Nußbaum. Heiri." Das Streichholz war längst erloschen. Vom Fenster her kam kalte Luft. Madlen stand unbeweglich mit dem Papier und dem Stein in der Hand. Es wagte sich nicht zu rühren. Es glaubte sein lautes Herzklopfen müsse die Eltern wecken. Es getraute sich nicht mehr ins Bett zu schlüpfen, weil das Krachen der Bettstatt Lärm machen könnte. Und die Schranktüre, wie langsam mußte es öffnen, damit nicht das Quietschen der Angeln sein Ankleiden verraten.

Geräuschlos wie ein Kätzchen kann ein Mädchen über die alten Dielen gehen, geduldig warten auf jeder knarrenden Stiegenstufe, geschickt wie ein Einbrecher, kann es die Türschlösser aufdrücken ohne Knacken und Giehren. Selbst beim letzten Herausziehen des Hausschlüssels verrät kein Geräusch, keine hastige Bewegung die innere Unruhe und Eile.

Madlen blieb vor der Haustüre stehen, horchte hinauf und ringsum, ging zaghaft und unsicher ein paar Schritte in die Matte hinein. Ennet dem Hag schlüpfte es in die Schuhe und schritt gegen den Rain hinauf ins weglose Dunkel. Immer wieder befahl sich Madlen stehen zu bleiben, umzukehren: „Ich sollte nicht. Ich darf nicht. Ich will nicht.“ Und ging doch jeden Schritt ein wenig schneller auf den Nußbaum zu.

Dort kam ein noch schwärzerer Schatten aus dem Schwarz der Nacht vor seine suchenden Augen. Es spürte, wie es von zwei Armen umschlossen wurde, lehnte sich in die Sicherheit und Geborgenheit des geliebten Freundes. Wie gut war es, so umschlungen zu sein, sich und die tausend wilden Gefühle an dieser breiten Brust zu verbergen. Madlen fühlte Heiris Hauch, wenn er die Lippen immer wieder auf seinen Scheitel preßte. Es griff mit der Hand in sein Gesicht hinauf und fuhr ihm zart und lind über Stirne und Wange. „Madlen, daß Du gekommen bist. Ich danke Dir von ganzem Herzen.“ Madlen schwieg. Es wollte das Glück nicht mit hastigem Reden zerbröckeln. Sie hatten ja Zeit. Heiri wurde nicht müde, das liebe Mädchen still in seine sanfte Gewalt einzuschließen.

Madlen hatte doch in den letzten Tagen so viel mit ihm reden wollen, ihm Vorwürfe machen wollen. Nun war alles vergessen. Nur ein Wunsch, nur eine Sehnsucht lebte in ihm, lange und still so bleiben dürfen. Jetzt wehrte es sich nicht mehr, schlug nicht mehr mit den Schuhen gegen seine Schienbeine, vielmehr stellte es sich auf die Fußspitzen um mit den Lippen die seinigen zu suchen. „Madlen, ich bin der glücklichste Mensch der Welt.“ „Ich auch“, flüsterte es, „und habe doch so viel geweint.“ Dann fragte Heiri nach dem Vater, erzählte von seinem Gespräch mit ihm und von neuen Plänen. Sein letztjähriger Meister sei dagewesen, just an dem Tag, da das Unglück in der Alp geschehen sei. Der Meister wolle ihm helfen, mit Rat und viel Geld, den Drahtseilbau und ähnliche moderne Konstruktionen hier in der Gegend richtig aufzubauen. „Jetzt bin ich bald soweit, daß ich Deinem Vater die Pläne für Deine Zukunft und für Deine Wohnstatt vorlegen kann.“

„Heiri, ich habe Angst, furchtbare Angst.“ Heiri nahm das Gesichtlein in seine großen, harten Hände und flüsterte ihm zu: „Meine Großmutter hat mir ein Geheimnis verraten. Sie kennt mich bis in das innerste Herz hinein und kennt alle Geheimnisse des Lebens und der Erde. Sie hat mir ein Geheimmittel angeraten, das unfehlbar wirkt. Wenn Du das immer bei Dir trägst, und nie, nie davon loslassest, dann kann Dir kein Mensch und kein böser Geist etwas anhaben. Dann mußt Du nie mehr Angst haben, kannst Tag und Nacht glücklich und ruhig sein, bis Du zu mir in mein Haus einziehst. Soll ich Dir so ein Wunderding verschaffen?“ Mit zitternder, ängstlicher Stimme sagte Madlen: „Ja, Heiri, gewiß, ich will nie davon lassen, wills immer, immer bei mir tragen.“ „Glaubst Du an die Wunderkraft, mußt eben fest daran glauben.“ „Ja, wenn Du es sagst.“ „Ich habe Dir so ein Ding mitgebracht. Da nimm die Zündhölzli, mach Licht. Sobald in des Mädchens Hand das Flämmchen aufzündete, öffnete Heiri seine Faust. In seiner hohlen Hand lagen zwei goldene Ringlein in einander: „Nimm das kleine heraus. Es trägt meinen Namen und hat Wunderkraft.“ Mit offenem Mund und weitaufgerissenen Augen staunte Madlen in die Hand hinein, bis das brennende Zündholz seine Finger verbrannte. Dann suchte es mit seinen zarten Fingern das kleine Ringlein: „Ich will nie davon lassen.“

Wie schnell geht eine Nacht vorbei in süßem Schlummer und Traum. Noch schneller fast den Glücklichen unter dem Nußbaum. Selig war das Beisammensein, wehmütig der Abschied, schmerzlich für Madlen am Morgen, das goldene Ringlein vom Finger zu nehmen. Aber ob es an der Hand glänzen durfte, oder an der Brust versteckt bleiben sollte, die Wunderkraft blieb und wirkte.

Drei Küchlein für ein Vaterunser.

Seitdem die Polizei mehrmals in die Schmiede gekommen war, trug Ruedi stets ein Schwert an der Seite. Er wußte nun,

daß unbekannte Bösewichte dem Heiri oder dem Schilt-Melk schaden wollten. So bewehrt, war er besser zur Verteidigung bereit. Aber trotz seiner Tapferkeit und Waffe, trotz den Untersuchungen und Verhören, fand man den Mißetäter nicht, der das Drahtseil angefeilt hatte. Man hatte keine Anhaltspunkte, wann zwischen Spätherbst und Frühling dies geschehen sei, dort oben in der eingeschneiten Einsamkeit, wo jede Spur vom Neuschnee, Sturm und Föhn ausgelöscht wird.

Schilt-Land. Immer wenn Heiri „hier" sagte, dann steckte Ruedi sein Schwert ein und wartete, bis Heiri in neuer Richtung eine Strecke gemessen hatte. Ruedi frug: „Warum machst Du das, Heiri? Warum ist der Mond so schmal? Darf ich das nicht einmal der Großmutter sagen, was Du da machst?" Heiri hatte keine Zeit zu antworten. Er schrieb Zahlen in ein Notizbuch.

Ruedi war darüber sehr erstaunt. Er sollte aber in der nächsten Zeit noch andere staunenswerte Dinge erleben. Einmal am

Das Wegkreuz zwischen den Birken

Ruedi behielt aber, trotz der Aussichtslosigkeit der Behörden, seinen Sabel. Dieser war für viele Möglichkeiten verwendbar. Einmal mußte er damit die Großmutter verteidigen. Und einmal trat er damit in den Geheimdienst. Das kam so. Heiri nahm ihn einmal in der Nacht aus dem Bett, hieß ihn stille sein, trug ihn im Hemd die Stiege hinunter und sagte: „Ruedi, kannst Du schweigen?" „Wie lange?" fragte Ruedi. Dann wurde ihm alles erklärt. Heiri zog ihm die Hosen an, an welchen das Schwert hing und ging mit ihm dem Bach nach ins anstoßende Land hinauf. Heiri zog ein Meßband aus, wohl über fünfzig Meter lang und maß den äußersten Zipfel vom

hellichten Tag kam Heiri aus der Werkstatt, nahm ihn in einen versteckten Winkel und sagte: „Ruedi, Du bist ein zuverlässiger Soldat. Ich weiß, Du kannst schweigen. Du gehst jetzt in den Schilt hinauf und wenn Du das Madlen siehst, dann gibst Du ihm heimlich diesen Zettel. Aber nur wenn kein Mensch zuschauen kann."

So wurde Ruedi der Vertraute und Bundesgenosse. Er durfte auch dabeisein, wenn Madlen zur Großmutter kam, wenigstens eine Zeit lang und bis der Heiri dazukam. Für Ruedi war das eine glückliche Zeit. Er bekam Zuckersteine und knusperige Küchlein, gute Worte und sogar Küsse von drei Seiten.

Ruedi war auch dabei, da sich Heiri mitten in der Woche rasierte, untertags das gute Sonntagsgewand anzog, sich eine Ewigkeit im Spiegel betrachtete und immer wieder fragte, ob er jetzt wirklich tadellos gut aussehe, ob nirgends ein Flecken oder Faden am Gewand zu finden sei. Ruedi durfte ein Stück weit mit dem Heiri gehen, eine große Rolle Papier tragen. Beim großen Portli, dort wo der Weg zum Schilt-Haus hinauf führte, nahm ihm der Heiri die Rolle ab, setzte ihn auf den Hag und sagte: „So, Ruedi, jetzt mußt mir ein treuer Freund sein. Jetzt gehe ich da hinauf und Du schaust zu. Wenn ich in der Haustüre verschwinde, dann betest ein Vaterunser für mich. Bleibst hier sitzen und wenn die Kirchenglocke läutet und ich bis dann nicht aus dem Haus gekommen bin, dann betest noch ein Vaterunser." Ruedi hörte ernst zu, dann lachte er schelmisch und zwinkerte mit einem Auge. Heiri sagte: „Ja, ja, wir werden schon einig Ruedi. Drei Küchlein für jedes Vaterunser gibt Dir das Madlen schon." So ging Heiri mit den Plänen unter dem Arm zum Melk hinauf.

Ruedi äugte wie ein Späher. Er betete laut wie der Herr Kaplan bei der Prozession. Dann noch ein Vaterunser extra, noch eins für die Küchlein. Dann sah er einen Maikäfer. Er rutschte vom Hag. Er sah ein Huhn und lief ihm nach. Er wollte eine Schwanzfeder erwischen. Die Abendglocke läutete übers Land. Ruedi war längst so beschäftigt mit der Landwirtschaft, daß er die Küchlein und die Betglocke vergaß. Der Hunger trieb ihn endlich heim. Aber dort war kein Heiri zu finden und noch lange nicht. Aber beim Abendgebet, da wollte Ruedi unbedingt noch ein Vaterunser für den Heiri beten und eins für das Madlen, damit es das Versprechen nicht vergesse.

Von Gold und leuchtenden Rubinen.

Ja die Unterredung beim Melk, die so gut verlief, weil Ruedi den Segen des Himmels herabflehte, hatte allerlei Folgen. Sogar ins Amtsblatt kam das Resultat dieser Besprechung. Da hieß es, daß der Melk dem Heiri ein Stück Land verkauft habe, den untersten Zopf ob der Schmiede, mit allen Rechten am Schmiedsbach. Auf dem Land-Zipfel wurden Latten aufgestellt, später Keller ausgegraben, Mauern aufgerichtet, eine einstöckige Werkstatt mit großem Lagerraum mit hellen Fenstern und einem ebenen Dach. Auf der Vorderseite stellte der Zimmermann ein Wohnhaus darauf, mit Balkon und Laube, klein, aber blitzsauber und heimelig.

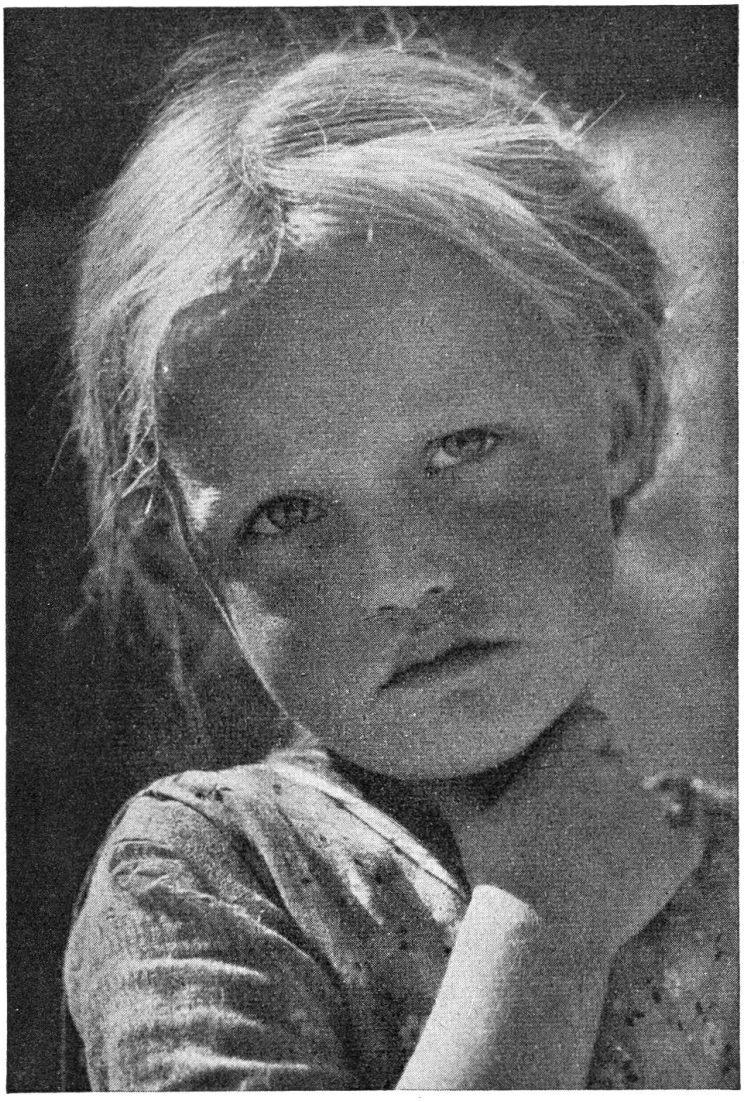
Später wieder wurde von der damaligen Abmachung im Amtsblatt etwas ungeheuer wichtiges gedruckt. Da stand nämlich schwarz auf weiß, damit alle Leute im ganzen Kanton davon erfahren, daß das Madlen dem Heiri und der Heiri dem Madlen die Ehe versprochen habe.

Seitdem mußte das goldene Ringlein nicht mehr verschupft und versteckt im Dunkeln weilen, sondern konnte glitzern und glänzen an Madlens zartem Ringfinger und in alle Augen hineinblitzen, in die freundlichen und die neidischen, in die lieben und die, der bösen Propheten.

Während dieser Zeit nahm einmal die Großmutter den Heiri in ihr Zimmer hinauf. Sie bat ihn Platz zu nehmen, sagte: „Ich weiß, daß Du jetzt viel zu tun hast, mit dem Einrichten im neuen Haus, mit dem Drahtseil in den Bergwald und mit der großen Anlage für die Alpgenossenschaft, aber Du hast bisher für Deine Großmutter immer Zeit gehabt, so hör mir zu. Ich weiß nicht, hat Dir der Vater einmal erzählt, daß ich all mein Geld, und es war viel Geld, Deinem Vater gegeben habe, damals als er sein Vermögen darangeben mußte. Ich habe seither keinen Rappen Eigenes mehr gehabt. Siehst Du, ich will nicht jammern, es geht auch so. Aber etwas habe ich damals nicht übers Herz gebracht zu Geld zu machen und auch daranzugeben, das will ich Dir jetzt zeigen."

Die Großmutter nahm feierlich aus dem Versteck den Schlüssel zur Kommode, schloß auf, nahm eine Schachtel hervor, öffnete Schnur und Papier. Entnahm dem Paket eine kleine Schachtel und daraus ein Etui in feinem, rotem Leder. Ihre zitterigen, runzeligen Hände liebkosten das zarte Rot, drückten auf einen Knopf und das Etui sprang auf. Darin lag in weichen Samt ge-

bettet ein Halsschmuck in Gold mit leuchtenden Rubinen und einem wunderfeinen, farbigen Email. „Nimm das in die Hand, Heiri", sagte sie feierlich, „das ist der Brautschmuck unserer Familie, den habe ich von meiner Mutter als Brautschmuck erhalten." Heiri staunte in das gleißende Geschmeide, nahm die goldene Kette in die Hand, ließ den Schmuck im Lampenlicht leuchten: „Das ist wunderbar schön, Großmutter, das ist wie ein Märchen so alt und seltsam und herrlich." — Feierlich fuhr die Großmutter fort: „Mein lieber Bub, ich gebe Dir diesen Schmuck, das Letzte und Teuerste, das ich besitze, damit Du ihn am Hochzeitsmorgen Deiner lieben Braut um den Hals legen kannst. Heiri, auch ich habe Dein Madlen lieb, von Herzen lieb. Bringe ihr den goldenen Brautschmuck und damit das große herrliche Glück des Lebens, treu wie Gold, lauter und klar wie die Edelsteine und schau da, in dem Emailbildchen ist die liebe Gottesmutter, die Euch immer beschützen soll." Heiri konnte und wollte seine Tränen nicht verbergen. Mit dem nassen Glanz seiner Augen und aus übervollem Herzen dankte er seiner lieben Großmutter.



Lieb und verträumt

Photo Rast, Fribourg

Wenn die Orgel rauscht.

Wieder einmal durfte Ruedi dabei sein, während Heiri sein schönstes Gewand anzog. Er saß auf dem noch warmen Bett und schaute zu, wie Heiri den steifen Kragen mit den knobligen Fingern montierte. Ein Hemd, zum Blenden weiß, eine Kleidung schwarz wie die Regennacht, ganz feierlich und vornehm schien Heiri zu werden. Das war so früh am Morgen, daß noch kein einziger Güggel in der Nachbarschaft gekräht hatte. Und doch hörte man im oberen Stock die Großmutter umhergehen.

Ruedi durfte auch mit bis zum Hag, durfte zuschauen, wie die Pferde aus dem Stall geführt und die Fuhrwerke hergerichtet wurden. Es kamen da verschiedene Rosse zusammen, denn die Bauern wollten dem Heiri, dem guten Hufschmied, gerne ihr Gespann für die Hochzeitsfahrt zur Verfügung stellen. — Heiri stieg langsam und bedächtig im Schilthaus die Stiege hinauf. Vielfältige Erinnerungen und vielerlei Gedanken wirbelten ihm durch den Kopf. Und aus dem Herzen stieg die herrliche Freude, am glücklichen Ziel zu sein. Er klopfte bescheiden an die Türe. Die Magd öffnete einen schmalen

Spalt und schrie: „Jesses, der Heiri!“ Dann wurde die Türe zugeschlossen. Die Stimme der Mutter rief: „Mußt warten, bist noch viel zu früh.“ Madlens Bruder kam in den Socken die Stiege hinunter, der Vater trat aus der Kammer. Niemand durfte hinein. Heiri lachte für sich: „Sie werden mir das Bräutchen nicht forttragen. Wenn sie es recht schön schmücken wollen, da kann ich kaum dagegen sein.“ Endlich durfte er eintreten. Wie als Kind zum Christbaum, so wurde er vor sein Madlen hingeführt, das mit glücklich strahlendem Blick mit freudig geröteten Wangen herzlich ihn empfing.

Heiri scheute sich nicht, ihm einen lieben Kuß vor allen Leuten zu geben, wenn schon die Mutter und die Schneiderin aufgeregt jede Berührung verboten hatten. Dann nahm er sein Madlen an der Hand, drehte es gegen das Licht, um besser betrachten zu können. „Was schaust Du so kritisch, Heiri, fehlt etwas?“, fragte die Braut. „Ja, es fehlt etwas.“

Staunen, Verwunderung, Entrüstung und Aufregung verbreitete sich in der gut bevölkerten Stube. Heiri trat an den Tisch, zog das rote Etui aus der Tasche, legte es behutsam auf den Tisch, nahm den Brautschmuck seiner Großmutter hervor und schritt damit auf Madlen zu. Wie feurig leuchteten die Rubinen, herrlich lag das Gold auf der weißen Seide und wie kostbar hob sich der zarte, weiße Hals aus dem herrlichen Geschmeide: „Das ist der Erbschmuck meiner Familie und soll nun hier an Madlens Hals weiterleben, ihm und uns zur Freude und zum Glück.“ Da schossen die weiblichen Köpfe herzu. Aber Madlen fand doch noch Raum, um über die kunstvollen Frisuren hinweg, dem Heiri dankbar zuzuzwinkern. Heiris Vater bot seiner Schwiegertochter freudig die Hand: „Ich wünsche Dir Glück, liebes Kind, mußt den Heiri so gern haben wie ich, dann gehts gut.“

Das Brautpaar und die Eltern traten aus dem Haus. Zu vieren stiegen sie in die Kutschen, die Pferde zogen an und trippelten in den frühen Morgen hinaus. Ein Zweispänner nach dem andern, voller glücklicher Leute. Sie fuhren den oberen Weg der Schmiede zu. Plötzlich riefen die Brüder aus der hinteren Kutsche: „Halt!“ Heiri schaute zurück und sah, wie der Balz und der Toni hastig ausstiegen und gegen Heiris neues Häuschen hinaufsprangen.

Verwundert sah er ihnen nach. Madlen wollte unruhig werden. Heiri brach in Lachen aus. Er zeigte seiner Braut den Grund dieser Ueberraschung. An seinem Häuschen, ob den Stubenfenstern, hing der Wirtshausschild: „Zum schwarzen Ochsen.“ Neid und Mißgunst, Haß oder Volkswitz hatten sich damit einen bösen Spaß ausgedacht. Heiri's Freude trübte dies nicht. Er lachte aus vollem Hals und sagte: „Schau, Madlen, Deine Brüder, wie sie rennen, um meinen Schandfleck auszumachen. Und denk einmal zurück, wie lange ist es her, haben sie mir tüchtig den Schädel verhauen, nur weil ich ein wenig Dir nahe sein wollte.“ Da lachte auch Madlen.

In der Kirche kniete schon die Großmutter, sie wollte nicht vornehm in einer Kutsche fahren, wollte aber früh genug in einem vordersten Bank sein, damit sie ja alles genau sehen und auch gut hören könne.

Kaum war der Priester an den Altar getreten, kaum hatte die Orgel aus dem brausenden Einzugsjubel in eine weiche Melodie übergeleitet, trat wieder eine Störung ein. Die Kirchentüre wurde aufgerissen, viele heftige Männerschritte polterten daher. Heiri mußte trotz seiner Andacht ein wenig zurückschauen. Seine Arbeiter kamen, der Vorarbeiter, die Handwerker, die Träger, die Handlanger, sie kamen von weit oben, vom Bergwald und von der Alp her, mit Bergblumen im Knopfloch und Edelweiß am Hut. Sie wollten dabei sein, wenn der Meister sein herrliches Fest feiern konnte, wollten der jungen Meisterin Blumen bringen und Glück.

Dann wurde es so still, daß man ein Bienlein summen hörte, bis des Priesters Sprechen den Raum durchwebte. Des Bräutigams festes Wort und Madlens zartes Ja verbanden zusammen mit dem Segen des heiligen Sakramentes die lieben Menschen zu glücklichem, gemeinsamem Leben.

Dann traten sie beglückwünscht und aller Freuden voll aus dem Portal der Kirche

ins Leben hinein, zu freudigem Fest und treuem Zusammenhalt.

Junges und altes Glück.

Klein war ihr Heim und so neu, daß der Harzduft dem jungen Paar zur Begrüßung entgegenkam. Er drang mit den Wochen in ihre Kleider, drang in die Wäsche, welche in den eingebauten Wandschränken sorgfältig aufgeschichtet lag. Er blieb in der Stube, trotz den offenen Fenstern. Und im Herbst, da sie den grünen Kachelofen einheizten, da kam er erst recht wieder aus allen Wänden. Wie viel Glück hatten sie in den kurzen Monaten genossen, wie viel Freude, herzliche, innige Freude hatten sie erlebt! Jeder Feierabend war ein Fest für die Beiden. Jede Heimkehr ein glückliches Sichfinden. Jeder Sonntag eine Reihe von herrlichen und seligen Stunden.

Herrlich lag das Gold auf der weißen Seide

Nur manchmal lagen Sorgenfalten auf Heiris Stirne. Madlen wollte sie mit seiner zarten Hand glätten, mit lieben Worten verscheuchen. Oft gelang ihm dies, manchmal blieben sie eingefurcht in die Nacht hinein oder nahm er sie gar am Morgen mit zur Arbeit. Madlen fragte und bohrte ihn an. Heiri aber wich aus und versuchte seinen Kummer zu verstecken.

Madlen kam einmal von einem kurzen Besuch auf dem Schilt zurück und fand den Heiri traurig und düster. Er hatte ein großes Papier auf dem Tisch ausgebreitet und zeichnete. Als Madlen näher trat, rollte er das Papier zusammen. „Heiri, Du hast einen Kummer. Den darfst Du vor mir nicht geheim halten. Ich habe Dir nicht nur Freude und Küsse versprochen, sondern auch treues Zusammenhalten, wenn Du ein Leid hast.“ Heiri wollte ausweichen, wollte von seinen Arbeiten sprechen. Madlen gab diesmal nicht nach. Tapfer und mit Geduld zwang es seinen Mann zum Reden: „Sag mir alles, was Dein Herz drückt, ich will und darf alles wissen. Du weißt noch nicht, wie gut ich Dir vielleicht helfen kann.“ Heiri setzte sich endlich an den Tisch zu seiner lieben Frau und begann: „Ich habe mit Deinem Vater geredet, damals, da ich um Dich angehalten habe; Du weißt alles, was ich ihm versprochen habe, nur etwas weißt Du nicht. Dein Vater hat eine Bedingung gestellt. Er hat gesagt, ich bin mit der Hochzeit einverstanden, — wenn Madlen nicht zu den Deinen in den Unfrieden einziehen muß, wenn ihr beide allein wohnen und leben wollt. Ich habe das versprochen. Wir haben das Häuschen nur für uns zwei gebaut, für uns zwei allein. Und jetzt ist es so, daß die Großmutter in einer Hölle leben muß in der Schmiede. Jetzt ist es so, daß die Stiefmutter nicht aufhört zu fordern, die Großmutter müsse aus dem Haus. Madlen, wir wollen ein Glück aufbauen, bekommen ein Kind, möchten ein glückliches Kind und dafür und seine Brüderlein und Schwesterchen einen sicheren Grund legen. So wie das jetzt gebaut ist, ist es nicht gut. Mein liebes Fraueli, Du weißt, wie das vierte Gebot heißt: Ehre Vater und Mutter, auf daß es Dir wohlergehe und Du lange lebest auf Erden. Wir lassen die Großmutter in der Not. Aber auch das Versprechen Deinem Vater muß ich halten.“

Madlen blieb lange stumm, dann fragte es: „Was hast Du da gezeichnet?“ Da er sich wehrte, nahm es kurzerhand die Rolle und breitete die Pläne aus: „Was ist das?“ „Das ist der Anbau, der kommen muß,

wenn wir einmal eine rechte Familie sind", sagte Heiri. Madlen wollte genau wissen, wie und wo; dann sagte es: „Heiri, große Pläne müssen überschlafen werden, das ist ein alter Weisheitsspruch. Komm, leg Deine Sorgen hier auf das Papier, wir rollen es zusammen, stellen es in die Ecke und denken ein andermal wieder daran.

In dieser Nacht aber schliefen beide nicht gut.

Am Sonntag abend sagte Madlen: „Du, Heiri, zeig mir nochmals, wo Du für die Großmutter das Zimmer haben willst." Heiri schaute erstaunt auf. Mit einem schelmischen Lächeln winkte die junge Frau, komm, zeig mir und erklär mir alles genau." Sie gingen auf das Dach der Werkstatt hinaus. Heiri zeichnete mit Kreide die Ecken ein und erklärte mit Eifer. Madlen fragte: „Hast Du morgen Zeit, zum Zimmermann zu gehen, Heiri?" Er ließ vor Ueberraschung den Unterkiefer fallen, und weil er nicht wußte, was er sagen könnte, vergaß er ganz, seinen Mund wieder zu schließen.

Madlen nahm ihn am Arm, führte ihn in die Stube hinein und sagte: „Ich habe mit meinem Vater geredet. Er hat mir nachgegeben." Heiri nahm sein liebes Fraueli in die Arme: „Du liebes Kind!" Madlen aber sagte: „Ich stelle auch eine Bedingung, Heiri, nimmst Du sie an?" „Jawohl, sogleich, mit verbundenen Augen." „Gut, die Bedingung heißt: daß Du jetzt noch heute Abend zum Zimmermann gehst und alles mit ihm ausmachst. Und ich gehe unterdessen zur Großmutter und sage ihr alles. Sage ihr auch, daß sie bald kommen soll, denn ich möchte gar zu gern bei ihr lernen, wie man Windeln einsäumt und Kinderjäckli strickt." Heiri hätte am liebsten sein Fraueli gar nicht mehr aus den Armen gelassen. Aber er mußte ja dringend zum Zimmermann gehen.

*

Wieder lachten die Leute über den Heiri. So kurze Zeit nach dem Firstwein machte er an seinem neuen Haus einen Anbau. Der Zimmermann meinte, das wäre billiger und besser zu machen gewesen gleich am Anfang. Die Bauern blieben stehen, schauten hinauf und riefen: „Heiri, baust Du jedesmal, wenn Du den Lohn bekommst?" Heiri lachte nur vergnügt in sich hinein. Er dachte: „Wenn ihr wüßtet, wie gerne ich das gleich alles zusammen gemacht hätte, damals, aber dann hätte ich mein Madlen gar nicht bekommen. Spottet nur, mich freut's!"

Die Großmutter kam und hielt Einzug. Madlen hatte das neue Zimmer mit Blumen geschmückt, die Türe mit buntem Papier dekoriert, ein Plakat angeheftet: „Willkommen!" Aber dieses Willkommen war nicht nur in der Schrift enthalten, es war auch echt und herzlich in den beiden jungen Herzen vorhanden.

Auf den Stock gestützt stieg die Großmutter die Treppe hinauf, sah von der Stube aus in ihr neues Heim hinein, schaute in die glücklichen Augenpaare, die sich an ihrer Freude und Ueberraschung weideten.

Als sie eintrat, warf die Sonne helle Strahlen in ihr Zimmer und auf den blitzblanken Boden. Ja sogar ein bequemer alter Großmutterlehnstuhl stand in der Ecke neben dem Tischli. Heiri führte sie dorthin, half ihr Platz nehmen und sagte: „Jetzt ruhe Dich aus, liebe Großmutter; hier sollst Du glücklich sein, immer und lange noch glücklich sein." Sie schaute um sich, streckte beide Hände aus, und da sie Madlens und Heiris Hand fassen konnte, sagte sie: „Gott lohne Euch diese Liebe!"

Hinterher kam der Ruedi mit dem kleinen Peterli. Peterli klammerte sich an Großmutters Knie und Ruedi bat: „Aber, Großmutter, wir dürfen doch gewiß hierher zu Dir auch jeden Tag kommen?"

*

Im nächsten Jahr im Heuet sah man die junge Schmiedsfrau, das Madlen, daheim im Schilt auf der großen Matte hurtig mit dem Rechen hantieren. Der Vater fuhr mit dem Wagen vorbei zum Aufladen. Er rief seinem Madlen zu: „He, übertu Dich nicht, überhaupt mußt wohl bald heimgehen, hast jetzt lange genug geholfen!" Madlen lachte zurück: „Das pressiert nicht. Ich kann ruhig hier sein. Geh Du hinüber und schau, es ist

gewiß alles in Ordnung." Melk ließ den Knecht weiterschaffen und schritt Heiris Haus zu, wie er das in letzter Zeit, seit er Großvater war, oft so einzurichten wußte. Er trat in den kleinen Garten ein, behutsam und leise, um das Kind nicht zu wecken, das der Großmutter zu Füßen in einem Wäschekorb schlummerte. „Was macht er, der Kleine?" „Er ist brav. Gestern hat er gelacht." Dann frug der Melk wieder: „Und wie geht's Euch, Urgroßmutter?" Sie lachte: „So ungefähr wie im Himmel!" Dann steckten die Beiden die Köpfe zusammen, beugten sich über den Korb und schauten glückselig das kleine Wunder, den schlafenden, rotbackigen kleinen Heirili an.

— Ende —

Muttergottes-Kind

Ein Röslein blüht auf sonniger Au,
es blüht der minnigen, heiligen Frau
mit zartem, duftigem Blühen,
mit leisem Liebesglühen.

Im ersten dämmernden Morgengrau,
da tränkt es ein Engel mit himmlischem Tau.
Und trägt sein Duften und Sprießen
der Muttergottes zu Füßen.

Und alle Blümlein auf der Au,
sie lieben das Röslein der minnigen Frau.
Sie lieben sein Duften und Blühen,
sein zartes Liebesglühen.

Jakob Lorenz